

3/2022
Gossner

www.gossner-mission.de

MISSION und KOLONIALISMUS

TITELTHEMA. Zum Umgang mit der Geschichte • 6 - 27

EHRUNG. Bundesverdienstkreuz für Elke Mascher • 28

SCHOCK. In Assam: Ausgewiesen, inhaftiert • 30

 Gossner
Mission

**NAH
DRAN.**

18

Gossner. Schwerpunktthema.

MISSION und KOLONIALISMUS

8 GOSSNER-GESCHICHTE
„Kolonialismus nimmt.
Mission gibt“

12 INDIEN
An der Seite der Briten

16 KOLONIALMISSION
Und schließlich doch: Kamerun

18 AMBIVALENZ
„Ein Werkzeug Gottes“

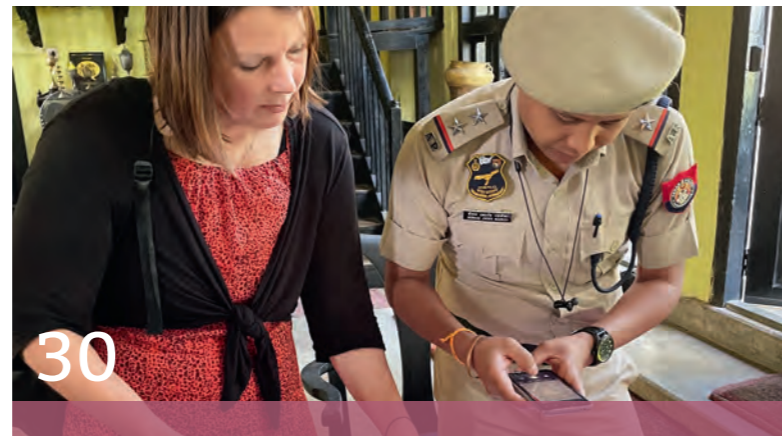
22 RASSISMUS
Wie ist Jesus weiß geworden?

26 ERINNERUNGSKULTUR
Wo steht Berlin?



Gossner. Reportagen und Berichte.

30 INDIEN
Schock in Assam



30



34

Gossner.Rubriken.

2 Inhalt 3 Editorial 4 Andacht
28, 34 Aktuell 32 Leute
35 Helfen, Impressum 36 Projekt

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

kurz vor Fertigstellung dieser Ausgabe wurden wir von unglaublichen Ereignissen im fernen Assam überrollt. Eine Delegation des Kirchenkreises Emden-Leer war am 20. Oktober gemeinsam mit Direktor Christian Reiser dorthin aufgebrochen, um langjährige freundschaftliche Beziehungen zu festigen. Nach einer harmonischen Woche vor Ort überstürzten sich jedoch die Nachrichten aus Indien: Die Delegation wurde unter abwegigen Beschuldigungen zunächst festgesetzt, dann ausgewiesen; unser Mitarbeiter Mukut Bodra und der assamesische Pfarrer Barnabas Terang kamen in Haft. Zum Zeitpunkt der Drucklegung am 7. November sind sie dies noch immer. Wir sind bestürzt und in großer Sorge! Bitte lesen Sie mehr auf Seite 30.

„Mission und Kolonialismus“ – dies bleibt das Schwerpunktthema dieses Heftes. Ein Thema, das in jüngster Zeit in Deutschland heftig diskutiert wird. Die Gossner Mission ist in keiner einzigen ehemaligen deutschen Kolonie tätig. Heißt das, dass sie sich in dieser Diskussion entspannt zurücklehnen kann? Nicht ganz. Im heutigen indischen Bundesstaat Jharkhand – im Hochland von Chotanagpur – waren die Gossner-Missionare zeitweise eng mit der britischen Kolonialmacht verbunden, was sich für sie als vorteilhaft erwies. Zu diesem Schluss kommt unser Kurator Johannes Heymann in seinem Beitrag. Und: 1913 beschloss das Gossner-Kuratorium, in Zentral-Kamerun tätig zu werden, einer deutschen Kolonie. Der Erste Weltkrieg sorgte ein Jahr später für ein schnelles Ende des Vorhabens.

Was aber sagen unsere Partner zu dem Thema? Für sie ist die Sache klar. „Mission und Kolonialismus sind komplett unterschiedlich“, so etwa Milupi Silumesii aus Sambia. „Kolonialismus stiehlt unsere Ressourcen und schafft ein System der Abhängigkeit. Mission aber schenkt uns den Glauben an Jesus Christus. Und Häuser, Nahrung, Medizin!“

Bleiben Sie behütet!

Ihre

Jutta Klimmt



Jutta Klimmt
Öffentlichkeitsreferentin



Titelbild:
Christin in Uganda. 1877
kamen die ersten angli-
kanischen Missionare in
die Region. Heute sind
rund 83 Prozent der Be-
völkerung Christ:innen.

Foto: Christian Reiser

Von Dirk Stelter

DAS *Evangelium* GILT ALLEN *Menschen*

Die Flucht aus Jerusalem nach der Steinigung des Stephanus führte einige Verfolgte in die syrische Stadt Antiochia (heute Antakya im Süden der Türkei). Ihre Flucht, die Gründung einer neuen Gemeinde und das, was daraus folgte – das hat den Grundstein dafür gelegt, dass wir heute hier in Mitteleuropa Christinnen und Christen sein können. In der Apostelgeschichte, Kapitel 11, Vers 19, lesen wir: „Die aber zerstreut waren wegen der Verfolgung, die sich wegen Stephanus erhob, gingen bis nach Phönizien und Zypern und Antiochia und verkündigten das Wort.“

Eigentlich soll die Verfolgung den Glauben an Jesus Christus ausrotten. Aber was die Verfolger vorhaben, klappt nicht. Vielmehr erreichen sie das Gegenteil. Die Verfolgten fliehen und tragen den Glauben an andere Orte – etwa in das Gebiet des heutigen Libanon, auf die Insel Zypern und in die syrische Metropole Antiochia.

Die Gemeinde, die in Antiochia entsteht, ist eine besondere Gemeinde für die gesamte Christenheit – ob wir nun in Indien oder Nepal leben, in Sambia oder Uganda oder in Deutschland. Denn: „In Antiochia wurden die Jünger zuerst Christen genannt.“ Der Name, mit dem wir uns nennen – „Christinnen und Christen“ – kommt aus dieser syrischen

Stadt. Der andere Grund ist der, dass in dieser Gemeinde eine Erkenntnis wächst, die für die gesamte Kirchengeschichte wegweisend wird.

Denn in diese Gemeinde in Antiochia bringt Barnabas einen Menschen, den dort kurze Zeit zuvor niemand vermutet hätte: Saulus, der zur Zeit der Steinigung des Stephanus noch mit aller Macht Christen verfolgt hat. Vor Damaskus dann ist dem Saulus der auferstandene Christus erschienen, und Saulus hat sich zu ihm bekehrt. Diesen Saulus, der später „Paulus“ genannt wird, führt Barnabas in die Gemeinde in Antiochia ein. Ein Jahr lang bleiben die beiden dort.

Neben Barnabas und Saulus kennen wir drei weitere Menschen aus dieser Gemeinde mit Namen. Bevor mich ein Freund aus Ghana auf sie hingewiesen hat, waren sie mir, dem weißen Europäer, schlicht nicht aufgefallen. „Es waren aber in Antiochia in der Gemeinde Propheten und Lehrer, nämlich Barnabas und Simeon, genannt Nîger, und Luzius von Kyrene und Manaën, der mit dem Landesfürsten Herodes erzogen worden war, und Saulus.“ Fünf Männer werden uns hier vorgestellt: vereint im Fasten und Beten.

Manaën ist in Jerusalem aufgewachsen. Simeon hat den Beinamen „Nîger“. Das geht auf das lateinische Wort für „schwarz“ zurück. Wir dürfen annehmen, dass er ein Schwarzer ist, ein Afrikaner. Und schließlich Luzius: Er heißt „Luzius von Kyrene“, kommt also aus der Kyrenaika, dem heutigen Ost-Libyen.

Diese fünf Menschen, die hier in inniger Gemeinschaft Gottesdienst feiern, kommen aus ganz unterschiedlichen Gegenden. Vereint sind sie nicht durch ihre Herkunft, sondern durch ihren Glauben: Sie sind Juden, die an Jesus Christus als ihren Herrn glauben. Heute würde man dies eine „durch Migration entstandene multikulturelle Gemeinde“ nennen.

Die Apostelgeschichte fährt fort: „Es waren aber einige unter ihnen, Männer aus Zypern und Kyrene, die kamen nach Antiochia und redeten auch zu den Griechen und predigten das Evangelium vom Herrn Jesus. Und die Hand des Herrn war mit ihnen und eine große Zahl wurde gläubig und bekehrte sich zum Herrn.“ Einige in der Gemeinde in Antiochia erzählen also auch denen von Jesus Christus, die in der heidnischen Religiosität mit dem Glauben an viele Götter aufgewachsen sind. Und wer tut das? Nicht diejenigen, die aus dem nahen Jerusalem kommen, sondern Migranten aus dem weit entfernten Zypern (wie Barnabas) oder aus Kyrene in Nordafrika (wie Luzius). Menschen aus der

jüdischen Diaspora. Migranten, die von weit her kommen, bringen Innovation. Und das mit Erfolg. Die Gemeinde wächst.

Die Gemeinde in Antiochia entdeckt somit: Die Kirche Jesu Christi ist keine Monokultur. Sie ist eine Gemeinschaft derer, die aus verschiedenen Teilen der Welt kommen. Aber sie ist noch mehr: Sie ist zudem eine Gemeinschaft derer, die aus verschiedenen Religionen kommen.

Aber Innovation ist nie unumstritten. Die gesellschaftliche Kluft zwischen Nicht-Juden und Juden war damals sehr tief. Allein schon wegen der jüdischen Speisevorschriften war es für Juden und Nicht-Juden kaum möglich, miteinander zu essen. Die Gemeinde in Jerusalem protestierte gegen diese kulturelle



Öffnung der Gemeinde in Antiochien. Und so entbrannte ein erbitterter Streit. Aber auf dem sogenannten Apostelkonzil in Antiochia hat es die frühe Kirche geschafft, diesen Streit der Kulturen zu schlichten. Von da an war klar: Die eine Kirche Jesu Christi ist eine Gemeinschaft von Juden und Heiden, die an Jesus Christus glauben.

Und so breitet sich der christliche Glaube allmählich in Europa aus – lange Zeit später kommt er dann zu uns nach Mitteleuropa. Flucht und interkulturelle Begegnung haben in der frühen Kirche Neues hervorgebracht. Es trat ans Licht, was in Jesu Worten und Taten schon immer angelegt war: Das Evangelium gilt allen Menschen.

Die Kirche ist von ihrem Wesen her interkulturell. Deshalb gehört es zum Auftrag jeder Kirche und jeder Gemeinde, sich nicht in einer Kultur zu verschließen, sondern offen zu sein auch für Menschen aus anderen Kulturen. Und gleichzeitig jede Kultur – auch die eigene – kritisch zu messen am Evangelium. Und weil Interkulturalität zur DNA der Kirche gehört, gehört auch Anti-Rassismus zur DNA der Kirche. Wir brauchen nur an die Hände zweier Afrikaner und eines Asiaten zu denken, die einen Zyprioten und einen Kleinasiaten auf einen Weg senden, der sie schließlich nach Europa führen wird, zu unserem Kontinent. ▀



Dirk Stelter ist Leiter des Referates Mission und Ökumene in der Ev. Landeskirche Hannovers sowie Kurator der Gossner Mission. Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um die gekürzte Fassung einer Andacht, die er bei der Gossner Mission hielt.

Chaibasa, 1872. In Indien arbeiteten die Gossner-Missionare unter den Bedingungen der britischen Kolonialherrschaft. Mehr: Seite 12 ff.

MISSION und KOLONIALISMUS

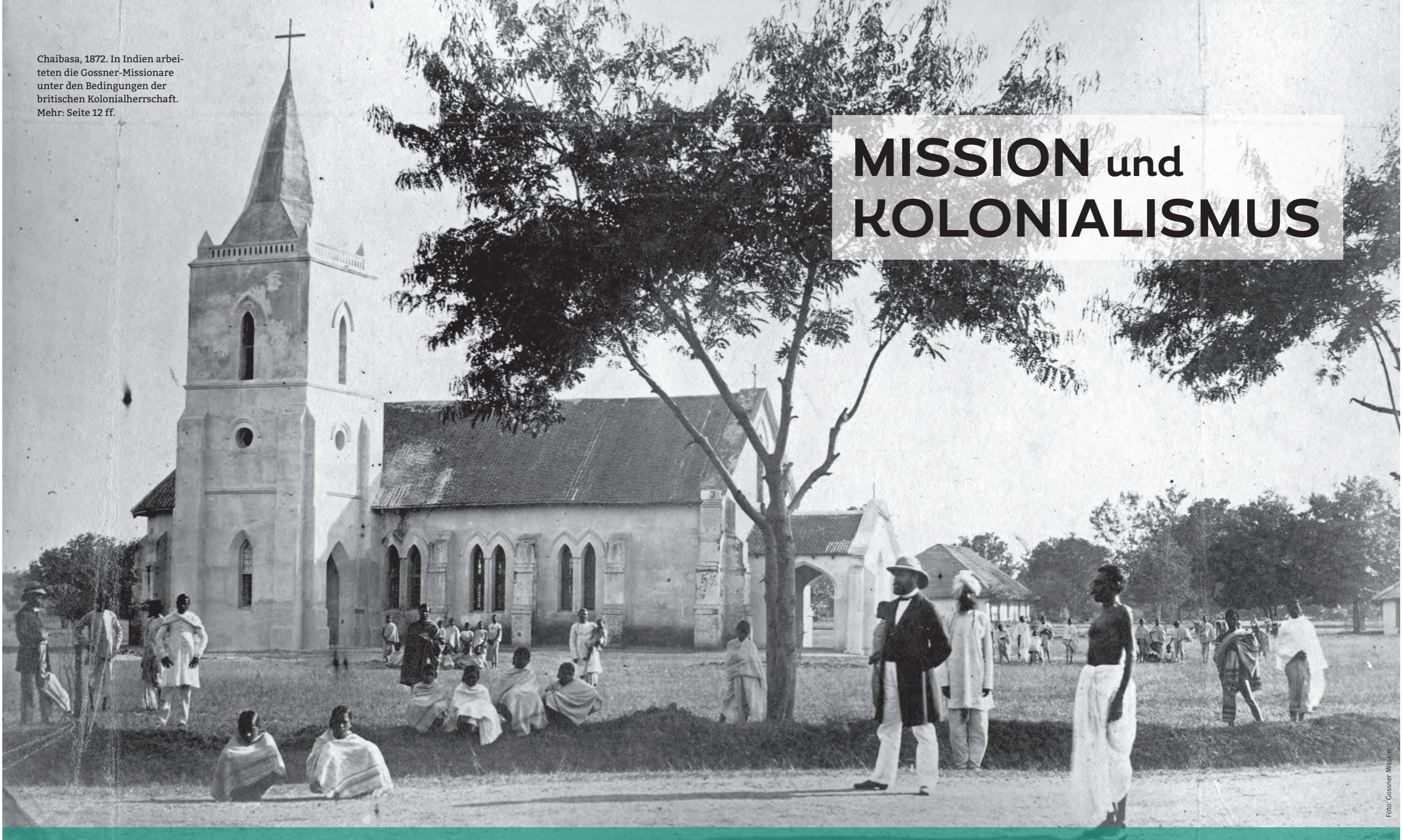


Foto: Gossner Mission

„Das Wirken der Mission empfinde ich als eine Art Kompensation für das, was der Kolonialismus im globalen Süden angerichtet hat.“ Für James Obalim aus Uganda ist die Schuldfrage geklärt. Also: Mission und Kolonialismus – zwei Seiten einer Medaille? Oder doch eher zwei Paar Schuh? Die Gossner Mission lud ihre Partner:innen zur dritten internationalen Video-Konferenz ein.

Text: Christian Reiser



Kolonialismus ist in Deutschland zu einem viel diskutierten Thema geworden – und die Mission wird oft im gleichen Atemzug genannt und genauso heftig kritisiert. Aber wie sehen das die Partner:innen in Sambia, Nepal, Indien und Uganda? Nach den Video-Konferenzen zu den Themen Corona und Klimawandel wollten wir bei einer dritten Konsultation von unseren Partnerkirchen und -organisationen hören, was sie über Kolonialismus und Mission denken; wie sie es finden, dass Kolonialismus und Mission in Deutschland oft im gleichen Atemzug genannt werden.

Der Beginn der Konsultation war schleppend. Zunächst fanden sich nur deutsche Gesichter auf dem Bildschirm ein, dann schaltete sich Kapil Sharma aus Nepal dazu. Zwanzig Minuten später loggten sich auch die vier Vertreter:innen aus Sambia und Uganda ein. Zwei Eingeladene aus der indischen Gossner Kirche dagegen vermeldeten per E-Mail Netzwerkprobleme. Koinzidenzen? Oder lag es am Konferenz-Thema, das in Deutschland viel stärker diskutiert wird als bei unseren Partner:innen im Süden?

„Afrika wurde durch militante koloniale Mächte missioniert. Das ist bis heute ein Stigma für das Christentum.“ Mable Sichali von der United Church of Zambia (UCZ) sieht Mission und Kolonialismus eng miteinander verbunden. Viele Kirchenmitglieder hätten „gemischte Gefühle“ dem Thema gegenüber. Auf Gemeindeebene werde das Thema aber so gut wie nie wirklich diskutiert. Dort finde man heute häufig eine Empfänger-Mentalität („dependency syndrome“): Von anderen werde stets erwartet, dass sie etwas geben oder tun. „Diese Haltung entstammt der Phase des Kolonialismus und der Mission“, ist Mable Sichali überzeugt. Heute – als Spätfolge des Kolonialismus – erodiere das afrikanische Leben. „Die Menschen wollen modern sein und kleiden sich westlich. Wir leben in einem globalen Dorf.“

Die Pfarrerin blieb mit ihrer Meinung, dass es

enge Beziehungen zwischen Kolonialismus und Mission gibt, in der Konsultation weitgehend allein. Milupi Silumesii, ebenfalls aus Sambia und Manager der Kaluli Development Foundation (KDF), nimmt eine andere Position ein: „Mission und Kolonialismus sind komplett unterschiedlich. Mission gibt: den Glauben an Jesus Christus. Sowie Häuser, Nahrung und Medizin. Kolonialismus nimmt: unsere Ressourcen. Und sie schafft ein System der Abhängigkeit.“

Milupi Silumesii sieht Kolonialismus freilich nicht als ein Kapitel der Vergangenheit. Heute seien es in Sambia chinesische Investoren, die Kohleminen betreiben, die Bevölkerung vertreiben und „einen weiteren Kolonialismus“



▲ Mable Sichali, Sambia, Kapil Sharma aus Nepal und Milupi Silumesii, Sambia (von links).

anstreben. Auch sie schaffen Abhängigkeiten und streben Dominanz an. Die Mission hingegen wolle Menschen befähigen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Nepal war nie kolonialisiert und jegliche christliche Mission bis in die 1950er Jahre streng verboten. Kapil Sharma, Geschäftsführender Direktor der nepalischen NGO Human Development and Community Services (HDCS), zeichnet ein positives Bild der Missionstätigkeit seit den 50er Jahren in seinem Heimatland: Sie habe den Menschen Gesundheitsfürsorge und Entwicklungsprojekte gebracht. Gemeinschaften wurden transformiert: „von Aberglaube und schlechten Gewohnheiten zu einem einfachen und normalen Leben. Die Mission hatte einen positiven Einfluss

« „Mission gibt, Kolonialismus nimmt“: In Sambia betreiben chinesische Investoren heute gigantische Kohleminen auf Kosten der Bevölkerung. Das schafft neue Abhängigkeiten.

Fotos: Helmut Kirschstein (1), Jutta Klimmt (2), Christian Reiser (1)



^ „Die Mission konzentriert sich auf die Entwicklung der Gemeinschaft, auf den sozialen Austausch und die Harmonie mit allen Menschen – ohne nach Hautfarbe und Status zu urteilen.“
Sosirita Kandulna, Indien.

auf die Entwicklung in Nepal.“ Freilich sollten die Mitarbeiter:innen von Missionsgesellschaften sich heute mit einer unterstützenden Rolle zufriedengeben: „Die Leitenden in den Kirchengemeinden und Nichtregierungsorganisationen (NGO) sollten Nepali sein.“

Den Unterschied zwischen Mission und Kolonialismus betont auch Sosirita Kandulna, Referentin für Frauenarbeit in der indischen Gossner Kirche: „Die Mission konzentriert sich auf die Entwicklung der Gemeinschaft, auf den sozialen Austausch und die Harmonie mit allen Menschen – ohne nach Hautfarbe und Status zu urteilen.“ Und weiter: „Mission wird immer im Sinne von der Mission Gottes verstanden, der Verbreitung der guten Nachricht.“

Wie für Milupi Silumesii ist für Sosirita Kandulna die Zeit des Kolonialismus aber noch nicht vorbei: „Als Inderin habe ich das Gefühl,

dass wir uns immer noch in einem System des Kolonialismus befinden, in einer Zeit des digitalen Kolonialismus.“ Für sie ist die Globalisierung eine Spielart: „Heutzutage kontrolliert das globale Marketing durch Amazon, Facebook, Google, Microsoft, Apple und Alibaba den Geist der Menschen. Und nicht nur das: Über gesammelte Daten werden Menschen manipuliert und Entscheidungen beeinflusst – die Einzelner und die von Politikern und Wirtschaftskonzernen.“

Und noch mal James Oballim, Referent für Haushalt und Gemeinschaftstransformation in der Diözese Kitgum im Norden Ugandas: „Mission und Kolonialismus sind zwei ganz verschiedene Dinge. Die Missionare haben ihr Leben riskiert, um Afrika zu einem – gegenüber dem Kolonialismus – besseren Ort zu machen.“

Mich überrascht diese Gegenüberstellung von Kolonialismus und Mission, wie sie in un-

serer Konsultation zum Ausdruck kam, nicht. Unsere Partner in Sambia, Uganda, Indien und Nepal sind Christ:innen. Die ersten Bekehrungen liegen in der indischen Gossner Kirche 170 Jahre zurück, in Sambia keine 150, im nördlichen Uganda 120 und in Nepal nur 70 Jahre. Die Menschen sind teilweise Christ:innen der dritten, zweiten, gar ersten Generation. Und sie sind es gerne, es macht einen wichtigen Teil ihres Lebens und ihrer Identität aus. Sie haben diesen Glauben angenommen, obwohl dieser Schritt in Nepal und Indien nicht einfach ist und Christsein zu Diskriminierungen führt. Sie betrachten die christliche Mission bei weitem nicht so kritisch wie den europäischen Kolonialismus. Vielleicht sind wir Deutsche das kritische Beleuchten der eigenen Identität eher gewöhnt aufgrund der deutschen Verbrechen in der nationalsozialistischen Zeit und nun – zunehmend bewusst – in der kolonialen Zeit.

Zum Thema Kolonialismus und Mission steht die Gossner Mission im übrigen nicht im Fokus der Öffentlichkeit, so wie manche andere Missionswerke. Denn die Gossner Mission ist in keiner ehemaligen deutschen Kolonie tätig.

Nach 1885 wurde die Gossner Mission etwa von dem Theologen Stoll gedrängt, Indien als Arbeitsgebiet aufzugeben und die Arbeit in die deutschen Missionsgebiete zu verlegen, sonst würde die Gossner-Arbeit boykottiert. Gossner-Missionar Ludwig Nottrott entgegnete dem, dass es die Aufgabe der Mission sei, das Reich Gottes zu bauen – und nicht, einer Regierung zu helfen. Es gelte, dem Verdacht entgegenzutreten, dass Mission nur „ein Mittel der Beherrschung der Eingeborenen“ sei.

Trotzdem gab es Verwicklungen. In Indien arbeitete die Gossner Mission unter der britischen Kolonialherrschaft. Die britische Verwaltung sah es gerne, dass die Missionare in das Gebiet Chotanagpur (im heutigen Bundesstaat Jharkhand) gingen; sie wurden oft zum Dinner eingeladen. In Uganda und Sambia fand die Mission, die später zur Gründung unserer dortigen Partnerkirchen und -diözesen führte, ebenfalls unter britischer Kolonialherrschaft statt. Allerdings durch andere Missionsgesellschaften, während die Gossner Mission erst sehr viel später ihr Wirken dort begann (1970 in Sambia, 2014 in Uganda).

Und einen wirklichen Sündenfall gab es auch: spät, 1913/14, sandte die Gossner Mission vier Missionare nach Zentral-Kamerun. Aufgrund



^ Sosirita Kandulna, Frauenbeauftragte der indischen Gossner Kirche, und James Oballim, Church of Uganda.

des Krieges waren sie freilich nur einige Monate dort tätig. Die Gossner Mission verlautbarte: „Der Vorhang ist gefallen; das Trauerspiel von Kamerun ist aus. Der Verlust unserer jungen Kamerun-Mission ist uns wie der eines bald nach der Geburt verstorbenen Kindes“ (Jahresbericht 1915/1916).

In einem Gespräch machte mich Sosirita Kandulna auf eine ganz eigene Verbindung zwischen Mission und Kolonialismus aufmerksam. Die Mitglieder der indischen Gossner Kirche sind vor allem Adivasi (Ureinwohner:innen), für die der Besitz von Land Leben bedeutet und für die die Aufgabe von Land schwer vorstellbar ist. Doch als deutsche Unternehmen in den 1950er Jahren in Rourkela im Bundesstaat Odisha ein Stahlwerk aufbauen wollten, unterschrieben viele der Adivasi die Urkunden und verkauften ihr Land an die Investoren. Denn es war ja eine deutsche Firma – und von Deutschen hatten sie durch die Gossner Mission nur Gutes erfahren und die frohe Botschaft gehört. „Dann muss der Landverkauf an Deutsche ja auch gut sein“, hätten damals viele gedacht. Sie bereuten es später. ▀



Christian Reiser ist Direktor der Gossner Mission: „Es war uns sehr wichtig, das Thema Mission und Kolonialismus gemeinsam mit unseren Partner:innen anzusprechen“.

Fotos: Gerd Herzog (1), Sebastian Keller (1), Jutta Klimmt (1)

AN DER SEITE DER BRITEN

INDIEN

In der Region Chhotanagpur kam es im Sommer 1857 zu einem Aufstand gegen die britische Kolonialmacht. Daraufhin flohen die christlichen Adivasi in die Wälder, die Gossner-Missionare nach Kalkutta, unter den Schuttschirm der Briten. Der sogenannte Sepoy-Aufstand wurde nach kurzer Zeit niedergeschlagen, hatte aber weitreichende Folgen für das weitere Zusammenleben – und für die Entwicklung der späteren indischen Gossner Kirche.

Text: Johannes Heymann



Fotos: Christian Reiser (2)

Am ersten Februar jeden Jahres versammeln sich Tausende Adivasi (indigene Bevölkerung) der Gossner Kirche an den Ufern des Jamunia-Flusses und feiern vor einem großen Steinkreuz einen Freiluftgottesdienst. Damit erinnern sie an die Errettung einer Gruppe christlicher Kinder vor ihren nicht-christlichen Verfolgern in den ersten Tagen des sogenannten Sepoy-Aufstands im Hochland von Chhotanagpur 1857. Die erste Wallfahrt zu diesem Ort, heute Krishtan Dehra genannt, fand bereits am 1. August 1858 statt, also kurz nach der Niederschlagung des Aufstands durch die Briten.

Die Missionare damals bewerteten die Folgen des Aufstandes positiv: Nicht nur seien die Adivasi-Christen allgemein im Glauben gestärkt worden, sondern mit den Munda sei ein ganzes Adivasi-Volk neu für das Christentum gewonnen worden. Mit dieser Beobachtung korrespondieren die Konversionszahlen: Von 700 bis 900 Adivasi-Christen im Vor-Rebellionsjahr 1856 verfünffachte sich die Gemeindemitgliederzahl auf ca. 4000 in 1858. Die Niederschlagung des Sepoy-Aufstands hatte also einen vorher nie dagewesenen Wachstumsschub der Gossner Mission in Chhotanagpur zur Folge.

In der Region Chhotanagpur waren die Gossner-Missionare bis 1857 eng mit der britischen kolonialen Gesellschaft verbunden. Für die wenigen Europäer:innen in Ranchi und Umgebung übernahmen sie Gottesdienste und wurden wohl auch finanziell unterstützt. Sie lebten in einer symbiotischen Beziehung mit den kolonialen britischen Eliten und trugen insbesondere über ihre Bildungsarbeit zur ‚Zivilisierung‘ der getauften oder zumindest in Schulen unterrichteten Adivasi bei. Mit dem vermutlich durch die Briten ko-finanzierten Neubau der repräsentativen Christus Kirche in Ranchi, der Eröffnung der Gossner High School und der Einführung eines verpflichtenden Schulbesuchs aller Christen 1855/56 setzten sie ein klares Zeichen dafür, dass sie gekommen waren, um zu bleiben.

Dann aber kam der Sepoy Aufstand. In Ranchi gingen die Aufständischen im Juli/August 1857 genauso vor, wie für ganz Indien rekonstruiert: Sie befreiten oder zerstörten Gefängnisse, vernichteten koloniale Akten und plünderten die kolonialen Schatzkammern.

Vor der drohenden Übermacht der Aufständischen flohen die Europäer:innen aus Chhotanagpur. Auch die Missionare Emil



Schatz und Friedrich Batsch verließen wohl bereits Anfang August die Stadt Ranchi gen Kalkutta. Für Missionar August Brandt ist die Ankunft dort nach seiner Flucht für den 7. August 1857 belegt, Heinrich Batsch, der Bruder Friedrichs, floh bereits am 3. August. Dagegen waren die Neu-Christ:innen Chhotanagpurs, also die missionierten Adivasi, potenziellen Aggressionen schutzlos ausgeliefert; ihre Evakuierung schien auch nie bedacht worden zu sein. Viele von ihnen „flüchteten sogleich in den Wald“. Während die Missionare ins Zentrum der kolonialen Gesellschaft flohen, suchten die Adivasi Schutz in einer möglichst großen Distanz zu ihr.

Am 26. August konnten die mittlerweile verstärkten Briten mit Hilfe eines Sikh-Batallions den Ort Hazaribagh wieder einnehmen. Am 22. September gelang die koloniale Rückeroberung Ranchis. Eine endgültige Wendung nahm das Konfliktgeschehen jedoch erst mit der militärischen Niederlage der Rebellen bei Chatra am 2. Oktober 1857. Missionar Brandt begleitete die wiederkehrenden britischen Truppen; weitere Missionare erreichten Chhotanagpur bis 1858 und begannen mit der Wiedereinrichtung der Missionsstationen. Außerhalb der urbanen Zentren ging der Aufstand in Chhotanagpur allerdings weiter. Die Missionare berichteten von anti-christlichen Übergriffen bis zur Mitte des Jahres 1858. Schließlich ereignete sich die Rettung der christlichen Kinder in Krishtan Dehra auch erst im Februar dieses Jahres.

Die Missionare selbst zogen jedoch erst einmal eine nicht unerhebliche Verlustbilanz: Nach einem Jahr Aufstand, der Flucht der Christen in die Wälder und der Deutschen nach Kalkutta waren „über 600 Familien“ ihrer Lebensgrundlage beraubt.

« ^

Gedenken: Jedes Jahr am 1. Februar erinnert ein Gottesdienst am Ufer des Jamunia-Flusses an die Rettung christlicher Adivasi-Kinder im Jahr 1857. Sie waren nach dem Sepoy Aufstand vor ihren Verfolgern auf eine Insel geflohen.

Die existenzielle Gefahr für Leib und Leben beschreibt Missionar Brandt folgendermaßen: „An den Folgen der Verfolgung und dem vielen Ungemach, während zweier Monate unter freiem Himmel bei den Thieren auf dem Felde und bei dem Wild im Walde, im Regen und Sonnenschein, in Kälte und Hitze [...] ist ein gut Theil entschlafen“ (1858).

Für viele Adivasi-Christen und natürlich für die deutschen Missionare selbst war der Aufstand sicher keine glorreiche „Great Rebellion“. Die Gossner-Missionare bezeichneten sie – die Erfahrung der Erhebungen von 1848 in Deutschland im Kopf – sogar abschätzig als „Revolution“.

Die Texte in der Gossner-Zeitschrift aus jener Zeit zeigen eine aktive Parteinahme. Hierbei sind die Missionare nicht nur Unterstützer der indischen Christ:innen unter britischem Schutz, sondern sie fiebern mit den britischen Kolonialtruppen mit; identifizieren sich mit diesen gar als „unseren“ Truppen. Kritik an der kolonialen Herrschaft findet sich nur sehr selten in den Artikeln, die sie nach Deutschland schicken.

Die Missionare verorten sich im Konfliktfeld des Sepoy-Aufstands klar auf Seiten der Briten und der Adivasi-Christen, denen ein heidnischer Feind gegenübersteht. Bei Batsch und Brandt, vielleicht auch bei Schatz, liegen also Fälle eines wichtigen deutschen missionarischen Engagements in einem Kolonialkrieg vor.

Doch waren wirklich alle Adivasi-Christ:innen auf der Seite der Briten? Christliche Adivasi haben in den Texten der Missionare selten eine eigene Stimme. Umso auffälliger ist die Erwähnung eines „Luther Singh“, der den Rebellen in Ranchi geholfen habe, Straßen gegen mögliche Angriffe der Briten zu blockieren. Der Name verweist klar auf einen Christen der Gossner Mission. Möglicherweise besaß er in den Augen der Aufständischen aufgrund seiner Herkunft einen besonderen Stand. Vielleicht sah er sich auch in einer Zwischenposition, die es ihm erlaubte, aktiver Teil des Aufstands in Ranchi zu werden und später dennoch die Taufe anzunehmen. Jedenfalls ist davon auszugehen, dass zahlreiche Adivasi auf Seiten der aufständischen Zamindare (Großgrundbesitzer) gekämpft haben. Mit diesen standen sie in einer auch religiös tradierten, hierarchischen Beziehung. Sie waren

in traditionelle, nicht-christliche Dorf- und feudale Strukturen eingebunden. Die Niederschlagung der Aufstände aber mündete in eine starke Disruption dieser Beziehungen. Und in diese Lücke stießen dann die Missionare... Auch dies erklärt den sprunghaften Anstieg der Konversionen bei den Mundas. Es ist es sehr wahrscheinlich, dass viele Neu-Christen ab 1858, insbesondere unter den Mundas, während der ersten Monate noch am Aufstand teilgenommen hatten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gossner Mission in vielerlei Hinsicht von der Niederschlagung des Aufstands profitierte. Sie erschien den nicht-christlichen Einwohner:innen Chhotanagpurs als Partnerin der Briten beim Sieg über die Rebellen und wurde so für eine Konversion attraktiv. Während der Wiederaufbauarbeiten wurden die Missionsstationen zu attraktiven Arbeitgeberinnen. Und umgekehrt konnten die neuen Handwerker als potenzielle neue Konvertiten angesehen werden. Durch die Niederschlagung des Aufstands war die Autorität der traditionellen (nicht-christlichen) Landbesitzer geschwächt und das Selbstbewusstsein der Christ:innen gestiegen. Es kam bei ökonomischen Streitigkeiten nun vermehrt zu Siegen christlicher Adivasi vor britischen Instanzen. So gewann die christliche Religion auch für andere an Attraktivität. Schließlich hatten Gossner-Christen als vertrauenswürdige Soldaten Anteil an der Niederschlagung des Aufstands, wodurch ihre soziale Mobilität in der kolonialen Gesellschaft gesteigert wurde.

Während der Jahre 1857/58 erreichte die Allianz zwischen Missionaren, britischer Kolonialregierung und Christ:innen in Chhotanagpur unzweifelhaft ihren Höhepunkt. Doch: Neue Konflikte brachen aus und veränderte Bündnisse entstanden. Selbstbewusste Adivasi-Christ:innen begannen, zunehmend aggressiv ihre Besitz- und Landansprüche gegen örtliche Zamindare durchzusetzen. Die steigenden Konversionszahlen erschwerten es der britischen Verwaltung wohl, allen Ansprüchen zeitnah entgegen zu kommen. Und so veränderten die Christ:innen ihr Vorgehen: Anstatt zu den 'verbündeten' britischen Beamten nach Ranchi zu gehen und dort ihre Anliegen vorzutragen, besetzten sie Zamindar-Ländereien gewaltsam.

In den daraus resultierenden Konflikten nahmen nun die Briten ‚ihre‘ Zamindare in Schutz, da auf deren Diensten ja ihre eigene Administration fußte. Zudem waren die Landbesitzer nun sorgfältig ausgesuchte Personen, die den Briten gegenüber loyal geblieben waren. Durch diese Umkehrung der Allianzen trafen nun gewaltbereite Adivasi-Christen bei der Durchsetzung ihrer Interessen auf gut gerüstete Zamindar-Truppen. Das Resultat war verheerend: Bis 1859 starben in diesen lokalen Kämpfen deutlich mehr Christ:innen in Chhotanagpur als während des 1857er Aufstands.

Eine Folge war auch, dass sich die enge Verbindung, die zwischen Missionaren, Christ:innen und britischen Beamten für kurze Zeit entstanden war, lediglich als Zweckgemeinschaft erwies, die in kürzester Zeit wieder zerbrach.

Letztlich lässt sich sagen, dass die Gossner Mission in Chhotanagpur eine zivilisatorische Mission im Dienst der



Foto: Archiv Gossner Mission

britischen Kolonialregierung war. Sie wurde von den örtlichen Beamten und Freundeskreisen der kolonialen Gesellschaft in Kalkutta nach Ranchi geholt und dort unterstützt. Diese engen Beziehungen erreichten während des Sepoy-Aufstands in der Region ihren Höhepunkt. Die Gossner-Missionare, von den Ereignissen direkt betroffen, unterstützten die Briten aktiv bei ihren Versuchen, die Aufstände niederzuschlagen. Sie rekrutierten christliche Adivasi-Soldaten für das britische Militär und versorgten es über ihre lokalen Kontakte mit wichtigen Informationen.

Daraus resultierten entscheidende Vorteile für das weitere Wachstum der missionarischen Gesellschaft Chhotanagpurs ab 1858. Die Gossner Mission gewann als Verbündete der Briten an Attraktivität für die lokale Bevölkerung, die durch drakonische Bestrafungsmaßnahmen des Kolonialregimes weitgehend ihrer etablierten traditionellen Sozialstruktur beraubt war. Adivasi-Christ:innen generierten einen Selbstbewusstseinsschub, der es ihnen ermöglichte, aktiv für ihre Land- und Besitzansprüche einzutreten. Als Mitglieder des Militärs erhielten sie Zugang und Aufstiegsmöglichkeiten zu und in der kolonialen Gesellschaft. Schließlich

konnte die Gossner Mission beim Wiederaufbau der Missionsstationen und in der Spendenwerbung aus dem Aufstand auch ökonomisch Kapital schlagen.

Dennoch: Die selbstbewussten Christ:innen wandten sich bald gegen die Machtstrukturen der britischen Herrschaft, sodass es nun zu blutigen Konflikten mit dem Kolonialregime kam. Wohl um Schaden für höhere Missionsziele zu vermeiden, distanzierten sich nun die Gossner-Missionare von ihren eigenen Glaubensgenossen. So desintegrierte sich der frühere Zusammenhalt der Gruppen schnell. Während des inner-missionarischen Generationenkonflikts konnte den älteren Missionaren dann ihre zu enge Bindung an die Briten vorgeworfen werden. Auf dieser Grundlage kam es zur Abspaltung einer anglikanischen Adivasi-Mission und damit zur eigentlichen Gründung der Wurzelstruktur der Gossner Kirche. Der Sepoy-Aufstand war also kein reiner Glücksfall für die Geschichte der Gossner Mission in Chhotanagpur, wohl aber konstitutiv für ihre spätere Entwicklung. ▀



Johannes Heymann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Südasiastudien der Humboldt-Universität Berlin. Seit seinem Freiwilligenjahr in Ranchi/Indien ist er der Gossner Mission eng verbunden.



< Hochzeit in Ranchi. Die Missionarsfamilien lebten in einer symbiotischen Beziehung mit den kolonialen britischen Eliten.



< Die ersten Missionare der Gossner Mission wollten das Evangelium predigen – und weiter nichts. Eine Impression aus Indien.

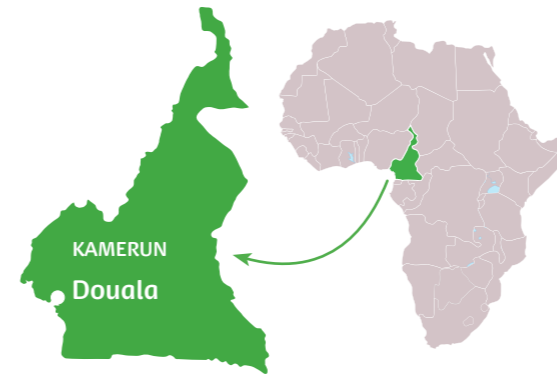
Und schließlich doch: **KOLONIALMISSION** Kamerun

Die ersten Missionare der Gossner Mission wollten das Evangelium predigen – und weiter nichts. Das blieb so, über lange Jahre hinweg. Dann kam das Deutsche Kaiserreich und mit ihm die deutsche Kolonialpolitik. Und schließlich, kurz vor Toresschluss, wurde die Gossner Mission doch noch schwach – und entsandte vier Missionare in ein deutsches Kolonialgebiet. Nach Zentral-Kamerun.

1936 feierte die Gossner Mission ihr 100-jähriges Bestehen. Zahlreiche Glückwünsche trafen ein. Darunter auch eine Grußbotschaft aus Doorn in Holland, dem Ort, an den Kaiser Wilhelm II. verbannt worden war. Hans Lokies, der damalige Direktor, hielt seine Erinnerungen an den Tag fest: „Wie ein Mann erhob sich die Festversammlung von den Plätzen, als das Grußtelegramm vom Kaiser verlesen wurde.“ Deutschnational dachten viele in Kirche und Mission, und das Wort des Kaisers galt viel, auch über das Jahr 1918 hinaus.

Ein Schritt zurück. In den ersten Jahren der Gossner Mission wurden Politik und Glaube sorgfältig auseinandergehalten. Die Missionare der ersten Generation wollten das Evangelium verkünden. Punkt. Sie waren nicht einmal interessiert an organisatorischen Fragen des Gemeindelebens. Und sie wollten auch keine Kirche gründen, weder in Australien, Neuseeland oder Südafrika. Das änderte sich erst, nachdem in Nordostindien ab 1850 mehr und mehr Menschen getauft wurden.

Nun ging es auch darum, die entstehenden Gemeinden zu ordnen und zu organisieren. Aus Berlin bekamen die Missionare keine Anordnungen. Die Gossnersche Missionsgesellschaft war zwar schon



gegründet, aber der Gründer selbst, Johannes Evangelista Goßner, hatte kein Interesse an Kirche und Organisation. Die Erfahrungen, die er damit in Deutschland gemacht hatte, waren für ihn negativ. So gab er keine Anweisungen, auch schickte er kaum Geld, sondern in seinen Briefen an die Missionare predigte und ermutigte er.

Das blieb auch so unter seinem Nachfolger Johann Dettloff Prochnow. Doch ab 1870 begann mit Missionsinspektor Karl Plath eine neue Phase. Plath sollte von nun an die Geschicke der Missionsgesellschaft 30 Jahre lang prägen. Er ließ das Missionshaus in der Berliner Handjerystraße bauen, er entwickelte die Gossner Mission zu einer lutherischen Mission – und er erlebte während seines Inspektorats die Blütezeit des Deutschen Kaiserreiches und den Beginn der deutschen Kolonialpolitik. Als Preußen sich 1866 nach dem Deutsch-Dänischen Krieg vergrößerte, schrieb er:

„Unser Vaterland hat sich jetzt ans Meer herangemacht, und zwar an die Nordsee. Das bedeutet etwas. Nämlich dieses, daß es von nun an eine das Meer befahrende Macht zu werden gedenkt! Dazu gehören aber nach dem bisherigen Gange der Weltgeschichte Kolonien, das heißt Landstrecken oder Länder an den Küsten der überseeischen Erdteile oder auch ferne Inseln, die als Besitz angeeignet sein müssen, damit dort Handelsfaktoreien gegründet und Hafestationen angelegt werden können.“

Enttäuscht war Plath, als sich das Deutsche Kaiserreich nach dem Sieg im Deutsch-Französischen Krieg von 1871 von kolonialen Bestrebungen noch immer fern hielt.

Als es in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts doch noch zu seinen Kolonien kam, mehrten sich alsbald kritische Stimmen aus dem Bereich der deutschen Missionen. Sie bezweifelten, dass Kolonialverwaltung und Mission



< Johann Dettloff Prochnow (li.), Missionsinspektor Karl Plath.

zusammenarbeiten könnten, da die Praxis der „Branntweinkolonialpolitik“ – die Behandlung der Menschen in den Kolonien – sich mit der Verkündigung des Evangeliums nicht vertrage. Demgegenüber hielt Karl Plath unbeirrt an seinen Ideen fest. Er sah eine Einheit zwischen deutscher Kolonialpolitik und deutscher Kolonialmission. Doch seine Hoffnung, dass sich die Gossner Mission entsprechend engagieren würde, blieb bis zu seinem Tode 1901 unerfüllt.

Ludwig Nottrott von der Gossner Mission verwies in dieser Zeit auf die politische Unsicherheit einer nationalen Kolonialmission: „Für die Mission folgt daraus, daß sie sich überhaupt nicht mit der Politik verbinden darf. (...) Sie ist dazu da, das Reich Gottes unter den Völkern zu bauen. So allein hält sie sich auch den Zugang zu den Herzen der Eingeborenen offen und schützt sich gegen den Verdacht, nur ein Mittel ihrer Beherrschung zu sein.“

Etwa zehn Jahre später geschah es dann doch. Das Kuratorium der Gossner Mission beschloss im November 1913 einstimmig, eine neue Missionsarbeit in Zentral-Kamerun zu beginnen. Im damaligen Jahresbericht heißt es: „Die Frage einer Gossnerschen Mission in einem der deutschen Kolonialgebiete kam nicht mehr zur Ruhe. Fast keine Sitzung des Kuratoriums verging, in der diese Frage nicht berührt oder ausgiebig erörtert worden wäre. Wo es nur anging, wurden Erkundigungen eingezogen, wurde bei Fachleuten Rat eingeholt. Ganz besondere Schwierigkeit machte die Wahl des neuen Missionsfeldes. Die deutschen Teile des Südseearchipels und Deutsch-Neuguinea kamen in Betracht. Eine Zeit lang schien auch noch in Deutsch-Ostafrika Arbeit für uns vorhanden zu sein. Ausschlaggebend war schließlich die Frage: Wo sind wir am nötigsten? Welches Land und Volk ruft zur Stunde am dringendsten auf zu tatkräftiger Missionshilfe? Und wo hat die deutsche Regierung das Land zur Missionierung geöffnet? Unter sorgsamster Abwägung aller Umstände konnte die Entscheidung nur lauten: vorläufig Mittel-Kamerun, doch so, daß uns eine etwaige spätere Ausdehnung nach anderer Richtung nicht beschränkt sei.“

Zwei Missionare, Friedrich Oksas und Christoph Roszat, landeten im Januar 1914 in Douala an der afrikanischen Westküste; später folgten Hugo Froese und Friedrich Alexander. Im August gründeten sie in Kamerun die Station "Gossnerhöhe", doch schon einen Monat später wurden sie interniert. Der Erste Weltkrieg hatte begonnen. ▀

Der Text fußt auf einem Artikel, den Missionsdirektor Martin Seeberg (1930 – 2001) veröffentlicht hat: „Die Gossner Mission und der Kolonialismus“.

Ein Werkzeug Gottes

AMBIVALENZ

„Den Chinesen ein Chinese werden“: Missionar Karl Gützlaff vertrat ein wegweisendes, modern anmutendes Missionsverständnis. Andererseits war er verwickelt in den kolonialen Handel. Und beides hing zusammen.

Text: Ulrich Schöntube

Jede Zeit sieht auf die Geschichte durch ihre eigene Brille und versucht, historische Vorgänge zu bewerten. Das gilt besonders für das Verhältnis von Mission und Kolonialismus. Seit den 1960er Jahren werden die historischen Missionsbewegungen wegen ihrer Liaison mit kolonialen Handelsgesellschaften kritisiert. Missionshistoriker weisen ihrerseits immer wieder pauschale Kritiken zurück und betonen den Beitrag der Mission für die Wahrnehmung von Menschenwürde in einer sich globalisierenden Welt.

Wahrscheinlich ist aber weder der Vorwurf wahr, Mission sei Handlanger des Kolonialismus gewesen noch deren Verteidigung, die sagt: Mission war Wegbereiter des Begriffs der Menschenwürde. Viel eher bestanden die Phänomene parallel. Mitunter finden sie sich in ein- und derselben Person. Eine solche höchst ambivalente Figur war Karl Gützlaff. Doch beginnen wir von vorn.

Karl Friedrich August Gützlaff wurde 1803 in Pyritz an der pommersch-neumärkischen Grenze als Sohn eines Schneidermeisters geboren. Er hatte keine glückliche Kindheit. Seine Mutter starb 1807, als Gützlaff vier Jahre alt war. Sein Vater heiratete ein zweites und ein drittes Mal. Nach der Schule machte Gützlaff eine Lehre bei einem Sattlermeister in Stettin.

Bei einem Besuch des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. trug Gützlaff ein Huldigungsgedicht auf den König vor. Dieser vergab daraufhin ein Stipendium an Gützlaff, damit er an der eben erst gegründeten Missionschule Johannes Jänickes an der Bethlehemskirche in Berlin studieren konnte. Die Schwerpunkte der Ausbildung dort lagen neben dem Bibelstudium im Erlernen von Sprachen und dem Verfassen von Traktaten.

Ab 1823 setzte Gützlaff seine Ausbildung in Rotterdam fort und wurde von der Niederlandse Zending Genootschap (NZG) nach Niederländisch Indien (heute Indonesien) entsandt. Zunächst war er in Batavia, dann wurde er 1828 nach Bangkok versetzt.

Hier lernte er den englischen Missionar Walter Henry Medhurst (1796-1857) kennen, der ihn für die Missionsarbeit unter den Chinesen begeisterte. Gützlaff ließ sich als Einzelmissionar in Macao nieder und unternahm von 1831 bis 1833 mehrere Erkundungsreisen entlang der chinesischen Küste. Dabei hielt er sich im August 1832 auch in Korea auf. Sehr eindrücklich beschreibt ein Zeitgenosse, was Gützlaff von den Missionaren unterschied, die von Missionsgesellschaften ausgesandt wurden.

Der Missionar Karl Vogel schrieb: Die Gesellschaftsmissionare „wollen die Chinesen und alle Welt wo möglich mit Leib und Seele englisch machen. Gützlaff hingegen sucht selbst und wünscht von den Missionaren, dass sie so weit als möglich den Chinesen ein Chinese werden. Daher ist mir Gützlaffs Wunsch von je her natürlich gewesen, dass sie in Kleidung, Speise und Sitte den Chinesen sich gleich zu stellen suchen.“

Das biblische Motiv, „den Chinesen ein Chinese werden“ (cf. 1. Kor 9,20) charakterisiert Gützlaffs Missionsverständnis als einen Typ der sogenannten Akkommodationsmission. Darunter ist die ganzheitliche Transformation des Evangeliums in eine andere Kultur zu verstehen. Solche Missionsversuche gab es in der asiatischen Missionsgeschichte immer wieder. Zum Beispiel vertraten schon die ersten jesuitischen Chinamissionare im 16. Jahrhundert, Michele Ruggieri (1543-1607) und Matteo Ricci (1552-1610), die Ansicht, Mission nicht im Sinne einer kulturellen Konfrontation zu sehen. Ricci beispielsweise studierte konfuzianische Texte, lernte sie auswendig, kleidete sich wie

< Heute erinnert eine filigrane Licht-Stahlkonstruktion an die zerstörte Bethlehemskirche in Berlin. Hier wurde die erste deutsche Missionschule gegründet, die Gützlaff besuchte; und hier sandte später Johannes E. Goßner seine Missionare aus.

Foto: Gerd Herzog

Berliner Bethlehemskirche

Johannes Jänicke gründete an der Berliner Bethlehemskirche am 1. Dezember 1800 die erste deutsche Missionschule. Zu den namhaften Schülern zählte neben Gützlaff Karl Theodor Rehnius, der in Madras tätig war. Zu nennen wäre auch Heinrich Schmelen, der unter dem Volk der Nama im heutigen Namibia wirkte und ebenso wie Gützlaff einen sprachlich und kulturell orientierten Ansatz der Mission vertrat.

Jänickes Nachfolger, Johann Wilhelm Rückert, vermochte die Missionsschule Jänickes nicht fortzusetzen. Als Johannes Evangelista Goßner 1829 an die Bethlehemskirche kam, bedurfte es 1838 des Drängens von vier Handwerkermissionaren, die von der Berliner Missionsgesellschaft abgelehnt worden waren, dass es zu einer Neugründung eines Missionsseminars an der Bethlehemskirche kam. Ausgehend von der Herrnhutischen Tradition, durch die auch Jänicke beeinflusst war, forderte Goßner ebenfalls keinen akademischen Beruf für seine Zöglinge, sondern Glaubenstiefe.



^ Bethlehemskirche in der Mitte Berlins: Als Gützlaff 1855 hier eine Fürbitte für das chinesische Volk verlas, kam es zum Skandal.

später Gützlaff chinesisch und wurde von den chinesischen Gelehrten als einer der ihnen anerkannt.

Gützlaff deutete also Mission nicht als eine Übertragung der eigenen Kultur in einen anderen Kontext. Sondern es ging ihm um eine wirkliche Transformation des Evangeliums in eine andere Kultur hinein. Dabei ließ er sich nicht von gelehrten Philosophen leiten, sondern vom einfachen Volk. Eindrücklich schildert er, wie er chinesisch lernte, als er in Macao ankam: „Da baute ich mir ein Haus von Brettern, nahm drei oder vier Chinesen, die lahm waren, und durchaus nicht gehen konnten, und legte sie unter die Bretter und da es unmöglich war, dass sie weglaufen konnten, so waren sie den ganzen Tag bei mir, und redeten ihre Landessprache, und so wurde ich mit ihrer Sprache bekannt.“

Gützlaff beherrschte am Ende mehrere chinesische Dialekte wie Mandarin, Kantonesisch oder Fujian. Er übersetzte die Bibel ins Siamesische, um das Evangelium zugänglich zu machen. Er schrieb christliche Traktate in diesen Sprachen, arbeitete an weiteren Bibelübersetzungen und gab ein chinesisches und ein japanisches Wörterbuch heraus. Über diese sprachlichen Studien und die Verbreitung von Traktaten hinaus gründete Gützlaff eine Missionsschule, in der einheimische Katechisten ausgebildet wurden.

Man fragt sich, wie Gützlaff diese Arbeit finanzierte. Zum einen hatte er reich geheiratet. Zum anderen arbeitete er als Dolmetscher für verschiedene Handelsgesellschaften, unter anderem der East India Kompanie. Er nutzte die Handelsreisen, um biblische Traktate zu verbreiten. Diese Seite seiner Persönlichkeit trägt jedoch ein ganz anderes Gesicht. Als es zu einem Handelskrieg zwischen England und dem chinesischen Reich kam, zum sogenannten Opiumkrieg (1840-1842), finden wir Gützlaffs chinesischen Sekretär beim Britischen Gouverneur in Hongkong wieder.

Durch seine Kontakte in die chinesische Gesellschaft hinein arbeitet er sogar als Spion und verschafft den Engländern durch Informationen und durch das Streuen von falschen Nachrichten unter den „Gegnern“ viele Vorteile. In seinem Tagebuch bezeichnet er die chinesischen Truppen, die er bei der Schlacht bei Ningpo beobachtete, als „Abschaum der Menschheit“. Diese Haltung scheint in einem absoluten Gegensatz zu seinem sonstigen Respekt gegenüber der chinesischen Sprache und Kultur zu stehen, die ihm auch viel Kritik einbrachte.

Als er nämlich beispielsweise 1855 nach Berlin reiste, um Spenden zu sammeln, löste er einen Skandal aus, als er von der Kanzel der Bethle-

hemskirche seine Predigt mit einem Fürbittgebet für das chinesische Volk und den Kaiser beschloss. Die Zeitungen fragten sich: Wie kann man nur für die „Wilden“ beten? Gützlaff tat es. Er lief sogar im chinesischen Habit durch die Straßen Berlins, um den Respekt gegenüber der chinesischen Kultur zu demonstrieren. Sogar eine Postkartenserie wurde von ihm gedruckt; nebenbei bemerkt: eines der wenigen erhaltenen Bilder von ihm.

Wie gehen diese so verschiedenen Aspekte in dieser einen Person zusammen? Der Schlüssel liegt meines Erachtens in seinem Sendungsbewusstsein. Sowohl seine missionarische Tätigkeit als auch seine Dienste für die kolonialen Handelsgesellschaften sind darin begründet. Dies bestätigt ein Brief, den Gützlaff an den Pfarrer und Verleger Christian Gottlob Barth (1799-1862) in Calw schrieb. Darin heißt es: „Die große Kunst, welche wir zu lernen haben, ist: uns zu Werkzeugen von der Hand des Herrn bereiten zu lassen, ohne eigene Weisheit, Plan, Kraft und Treiben, ganz seinen Winken zu folgen. Bei einem solchen Laufe ist Seligkeit und gewisser Erfolg, alles andere ist Unsicherheit und Verstimmung.“

Man mag darin Anklänge finden, die im 20. Jahrhundert zur Ausformulierung eines Missionsgedankens führten, in dem wir Mission als Bewegung von Gott her verstehen, in die wir hineingenommen sind und die Gott vollendet. Vermutlich dachte Gützlaff wie viele seiner Zeitgenossen etwas schlichter, indem er meinte, dass durch ihn Gott wirke. Er verstand sich als Werkzeug Gottes, durch das Gott zu seinem Ziel kommt, nämlich vor dem chinesischen Kaiser vom Frieden des wahren Himmelskönigs zu predigen. Um dieses Ziel zu erreichen, waren ihm alle Mittel recht: die Reisen auf Handelsschiffen, seine Tätigkeit als Dolmetscher, das Verfassen von Traktaten, die Arbeit als Spion, als politischer Verhandler. Als er den Vertrag von Nanjing 1842 maßgeblich mit aushandelte – dieser sicherte den Briten den Zugang zu fünf Häfen an der chinesischen Küste zu – hielt Gützlaff fest: Als Christen sollen wir angesichts des Krieges den Erlöser anflehen, „eine weite Thür seinem Evangelio“ zu öffnen. Er sah den Handel, den Handelskrieg und diesen Vertrag ganz offensichtlich als legitime Mittel an, Wege für die Verbreitung seiner Traktate zu sichern und in Kontakt mit der Bevölkerung zu gelangen. Es ging ihm um Zugänge zur Gesellschaft, die er als „Werkzeug“ Gottes erreichen wollte.

Damit wird klar, dass für Gützlaff sowohl seine sprachliche und kulturtransformative Missionsarbeit als auch seine koloniale Verflechtung auf ein und demselben Motiv basieren: als Werkzeug Got-



^ Karl Gützlaff in chinesischem Habit: So kleidete er sich in Berlin, um seinen Respekt gegenüber der chinesischen Kultur zu demonstrieren.

tes dem Evangelium den Weg zu ebenen. Was wir heute durch die Brille unserer Zeit als „ambivalent“ wahrnehmen, trat für ihn wahrscheinlich gar nicht auseinander. Es beruhte auf derselben Intention: Werkzeug Gottes zu sein.

So wird man heute schwerlich Gützlaff in seiner missionarischen Arbeit schätzen können, ohne zugleich seine koloniale Verflechtung mit zu benennen. Man wird ihn ebenso schwer kritisieren können, ohne zugleich seine kulturellen Leistungen zu erwähnen, in denen er seiner Zeit weit voraus war.

Schaut man also auf Karl Gützlaff, so ist das Verhältnis von Mission und Kolonialismus nicht einfach und einseitig schon gar nicht. ▀



Dr. Ulrich Schöntube ist Pfarrer in der Kirchengemeinde Berlin-Frohnau. Er war bis Ende 2014 Direktor der Gossner Mission.

Fotos: Archiv Gossner Mission (f), National Portrait Gallery, London, CC-BY-NC-ND 3.0 (f)

Wie ist Jesus weiß geworden?

RASSISMUS



Eigentlich ist allen klar, dass Jesus nicht so weiß war, wie er meist dargestellt wird. Gleichzeitig haben sich die meisten Menschen noch nie Gedanken darüber gemacht, wie es zu diesen Darstellungen kam. Letztlich ist der weiße Jesus die Spitze des Eisbergs: Sie zeigt, wie Kolonialismus und Rassismus bis heute unmerklich in unseren Kirchen fortwirken.

Text: Sarah Vecera

Es gibt Menschen, die begründen den weißen Jesus damit, dass sie sagen: „Der sieht halt aus wie wir!“ Als Person of Color in einer pluralen Gesellschaft frage ich mich jedoch zunehmend, wie „wir“ denn aussehen. Zudem dient diese Vermutung dem Verschleiern einer kolonialen Karriere. Der weiße Jesus hat sich nicht zufällig über Jahrhunderte erhalten, sondern hat schon lange eine machtvolle Dimension in sich, mit der wir uns viel zu wenig auseinandersetzen. Die südafrikanische Schriftstellerin und Spoken-Word-Künstlerin Koleka Putuma drückt es wie folgt aus: „Ihr habt Gott ein Geschlecht und eine Hautfarbe gegeben und damit das Konzept von Gott kolonialisiert!“

Jesus selbst hat eine koloniale Karriere hinter sich, weil er im Mittelalter weniger jüdisch aussehen sollte und in der Kolonialzeit unmöglich so aussehen konnte wie die, die unterdrückt wurden. In Deutschland wurde Jesus in der NS-Zeit dann schließlich als Arier dargestellt. All das heften wir Jesus automatisch an, wenn wir ihn als Mitteleuropäer darstellen. Es ist eine zwangsläufige Machtdimension, die wir in den Blick nehmen müssen, um Rassismus zu entlarven. Historisch hat jemand, der vor 2000 Jahren in Betlehem geboren wurde und dessen Familie aus Nazareth kam, so ausgesehen wie Menschen, die heute im Irak zur Welt kommen.

Wenn ich darüber spreche, kommen häufig Abwehrreaktionen. Ausnahmen werden aufgezählt. Aber mal ehrlich: Haben wir uns Jesus von Nazareth so vorgestellt??

Der Jesus, den ich vor Augen habe, wenn ich sie schließe, sieht aus wie ein linksliberaler Typ aus Berlin-Kreuzberg – fehlt eigentlich nur noch ein Jutebeutel um die Schulter und ein Mate-Tee in der Hand. Ganz sympathisch eigentlich, aber eben Phänotyp mitteleuropäisch.

Eine Gegendarstellung zum weißen Jesus schuf James Cone, Begründer der Black Theology in den USA. Cone sprach davon, dass Jesus in den Unterdrückten dieser Welt zu finden sei. In Menschen, die unter den verheerenden Folgen des Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Ableismus, von Queerfeindlichkeit und anderen



Formen der Unterdrückung leiden. Jesus so darzustellen, wäre vermutlich historisch auch nicht korrekt, aber theologisch heilsam.

Um im Bild des Eisbergs zu bleiben: Die verheerenden Folgen des Rassismus in unseren Kirchen finden sich meist unter der Wasseroberfläche. Es ist kein Zufall, dass unsere Kirche weiß dominiert ist. Sie wird ja fast ausschließlich von weißen Europäer:innen gestaltet, die meist die

Perspektive all der People of Color, die mir z. B. in der Innenstadt begegnen, nicht in den Blick nehmen können. Oder sie wollen deren Perspektive als eine hilfsbedürftige oder exotische deuten und dadurch das alte, gut gemeinte Narrativ „Schwarz sind die Armen – weiß sind die Helfenden“ aufrechterhalten.

Grada Kiomba schreibt in *Plantation Memories*: „Wenn sie sprechen, ist es wissenschaftlich, wenn wir sprechen, ist es unwissenschaftlich. universell / spezifisch objektiv / subjektiv neutral / persönlich rational / emotional unparteiisch / parteilich sie haben Fakten, wir haben Meinungen sie haben Wissen, wir haben Erfahrungen.“

Das drückt vieles gut aus, was ich vor allem in der Ökumene unterschwellig wahrnehme. Und es verwundert mich nicht mehr, wenn ich feststelle, dass wir unsere Verstrickungen als Kirche im Kolonialismus und in der Entstehung des Rassenkonstrukts bis heute kaum aufgearbeitet haben und schlichtweg ignorieren.

Der Begründer der modernen liberalen Theologie, Friedrich Schleiermacher, teilte die allgemeinen kolonialen Geisteshaltungen seiner Zeit und war geprägt von Immanuel Kant, der maßgeblich an der Entstehung des Rassenkonstrukts beteiligt war. Unsere theologische Lehre ist gefärbt vom kolonialen und europäischen Überlegenheitsdenken. Das zeigt sich darin, dass Theolog:innen, die ihre Abschlüsse außerhalb Europas absolvieren, als weniger wertig wahrgenommen und dadurch

< „Ihr habt Gott ein Geschlecht und eine Hautfarbe gegeben und damit das Konzept von Gott kolonialisiert!“ Jesus-Darstellung von 1515, Antonio da Correggio.

<< Einzug in Jerusalem. Darstellung des sambischen Künstlers Emmanuel Nsama.

Fotos: Reinhard Kraft (1), National Gallery of Art, Washington D.C. (1)



^
Jesus im Gespräch mit zwei Frauen. Die Bilder des sambischen Künstlers Emmanuel Nsama wurden restauriert und schmücken heute die Wände der Njase Girls Secondary School.

oft nicht anerkannt werden. In Bezug auf die Theologie könnte man Grada Kilomba daher noch ergänzen mit der Gegenüberstellung von Spiritualität und Theologischer Wissenschaft. Letzteres etablierte Schleiermacher ebenfalls und prägte damit die europäische Theologie als Standard.

Alle anderen Perspektiven auf Theologie bezeichnen wir bis heute als kontextuelle Theologien – und so sagen wir gleichzeitig, dass wir in Europa eigentlich keinen Kontext haben und die Norm darstellen, an der alle anderen sich messen sollten. Da passt dann auch der mittlereuropäische weiße Jesus wieder, weil wir letztlich so tun, als ob Jesus deutsch gewesen wäre und von hier aus eine Weltreligion gestaltet hätte. Anders kann man sich das alles ja kaum erklären – außer man zieht in Betracht, dass wir als Kirche kein Ort ohne Rassismus und damit von strukturellem Rassismus betroffen sind, den es zu enttarnen und pro-aktiv zu bekämpfen gilt.

Und dazu brauchen wir dringend unterschiedliche Perspektiven. Denn letztlich gestalten

wir Kirche aus einer weißen deutschen Mittelschichtsperspektive. Und diese eine Sichtweise ist so mächtig und allgegenwärtig, dass sie viel zu selten hinterfragt und enttarnt wird, weil alles andere als Abweichung dieser Norm gilt.

Und damit werden wir in einer pluralen Gesellschaft mehr und mehr an Relevanz verlieren und weiter schrumpfen, denn 26 Prozent aller Erwachsenen und 41 Prozent aller Kinder unter sechs Jahren haben Migrationshintergrund und kommen schlichtweg nicht vor als Mitgestalter:innen unserer Kirche.

Und gleichzeitig merke ich, wie sehr die Erkenntnis, dass unterschiedliche Perspektiven immer mit am Tisch sitzen und gehört werden müssen, permanent ins Gedächtnis gerufen werden muss.

Es erinnert mich an die afrikanische Ubuntu-Philosophie. Bei Ubuntu handelt es sich um eine Lebensphilosophie aus den afrikanischen Subsahara-Ländern. Wortwörtlich könnte man Ubuntu mit „Menschlichkeit“ übersetzen, dabei würde aber einiges verloren gehen von der Idee



Predigt in Berlin

Von Anfang an war die Kirche für alle Menschen gedacht. Trotzdem gebe es auch rassistische Strukturen, die weißen Menschen meistens gar nicht auffallen, kritisiert Sarah Vecera. In ihrem Buch „Wie ist Jesus weiß geworden?“ macht sie auf diese Strukturen aufmerksam und erklärt, wie jeder und jede etwas dagegen tun kann. So will sie ermutigen, im Sinne des christlichen Glaubens eine Kirche zu gestalten, in der sich jede:r willkommen und angenommen fühlt.

Im Epiphaniastag-Gottesdienst, zu dem Gossner Mission und Berliner Missionswerk traditionell gemeinsam einladen, wird Sarah Vecera die Predigt halten: Freitag, 6. Januar 2023, 18 Uhr, in der Berliner Marienkirche. Herzliche Einladung!

Der Gottesdienst wird im Internet übertragen: www.gossner-mission.de bzw. www.youtube.de/GossnerMission

Sarah Vecera: *Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus.* Patmos Verlag, 19 €

Fotos: Reinhard Kraft (1), Patmos Verlag (1)

dahinter. Die sinngemäße Übersetzung lautet: „Ich bin, weil wir sind.“ Desmond Tutu schreibt in seinem Buch „Keine Zukunft ohne Versöhnung“ Folgendes dazu: „Ein Mensch mit Ubuntu ist offen und zugänglich für andere, fühlt sich durch andere bestätigt und nicht bedroht, sondern weiß um die Fähigkeiten und Güte anderer. Er oder sie besitzt eine ausgeprägte Selbstsicherheit, die von dem Wissen herrührt, dass er oder sie einem größeren Ganzen angehört.“ Es geht also mehr um ein ethisch verantwortliches Leben in Gemeinschaft als ums Individuum. Gerade in unserer individualisierten Gesellschaft ist es oft schwer, das Gruppeninteresse vor das Eigeninteresse zu setzen. In der Interaktion miteinander finden wir auch mehr zu uns selbst und zu kollektivem Glück. „Ich bin Mensch, weil ich dazugehöre“, sagt Tutu.

Eine Theologie, die von Ubuntu geprägt ist, könnte uns in eine anti-rassistische Richtung führen, wir könnten uns mehr verbinden, wegkommen von einer eurozentrischen Sichtweise und wir könnten vor allem von unseren Geschwistern in Südafrika lernen. Ubuntu spielt nämlich vor allem im südafrikanischen Versöhnungsprozess eine große Rolle. Menschen haben erkannt, dass der Mensch nur durch die Existenz anderer leben kann. Wenn wir diese Grundhaltung erlangen, könnte das unser Miteinander in einer vielversprechenden Art und Weise inspirieren und uns miteinander verbinden.

Mit Ubuntu im Hinterkopf entscheidet man sich nämlich dafür, im Dialog zu bleiben. In Dialogen merke ich so oft, dass sich mein Gegenüber öffnet, sobald ich mich öffne. Wir können so einander nah sein und viel mehr voneinander erkennen und lernen, statt in Diskussionen in einen harten Schlagabtausch zu geraten. Diese Nähe erfahre ich auch in der weltweiten Ökumene.

Durch Ubuntu haben wir keine Angst mehr vor den Fähigkeiten anderer, weil die Fähigkeiten anderer auch der Gemeinschaft dienen und damit auch mir. Laut Desmond Tutu kann das zu einem größeren Selbstbewusstsein führen, weil wir uns automatisch als Teil eines großen Ganzen verstehen. Es knüpft im Prinzip an die afroamerikanische Aktivistin und Professorin Audre Lord an, die von der radikalen Selbstfürsorge spricht und davon ausgeht, dass vieles an Kampf, Unterdrückung und Rassismus nicht mehr nötig wäre, wenn sich jede/r selbst genug geliebt und gesehen fühlen würde. Es sind Lebenshaltungen, die wir auch in der Bibel wiederfinden und die uns zeigen, dass Menschen, die unterdrückt werden, ihre Würde zurückgewinnen können.

Einfach der Bibel und ihren Lehren folgen: Liebe, Barmherzigkeit und Gnade. Diese sind unsere ureigenen Grundpfeiler, und an ihnen sollten wir uns auch im Kampf gegen Rassismus orientieren. ▀



Sarah Vecera ist Bildungsreferentin mit dem Schwerpunkt „Rassismus und Kirche“ bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal. Einblicke in ihre Arbeit findet man auf Instagram bei [moyo.me](https://www.instagram.com/moyo.me).

Umstritten: das Humboldt Forum im wieder aufgebauten Stadtschloss. Die Wissmannstraße im Berliner Grunewald heißt jetzt Baraschstraße, zur Erinnerung an die jüdischen Eheleute Irene und Arthur Barasch.

WO STEHT ERINNERUNGSKULTUR BERLIN?

Hermann Wilhelm Leopold Ludwig Wissmann war ein deutscher Offizier, Abenteurer, Afrikaforscher – und Kolonialbeamter. Und dass in Berlin zwei Straßen nach ihm benannt waren, hat bis vor wenigen Jahren kaum jemanden interessiert. Inzwischen aber tragen diese Straßen neue Namen. Ein Sinnbild für die Veränderungen in der Gesellschaft: Immer mehr Menschen und Kultureinrichtungen setzen sich nun mit dem kolonialen Erbe auseinander.

Text: Thomas Fues

Als Hauptstadt und frühere koloniale Metropole ist Berlin eng mit der deutschen Kolonialherrschaft verflochten. Zivilgesellschaftliche Gruppen wie Berlin Postkolonial, die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) und der Verein „Each One Teach One“ (EOTO) leisten seit Jahrzehnten wichtige Aufklärungsarbeit und fordern dekoloniale Schritte der Politik ein. Einige Momentaufnahmen zeigen, wie breit sich Gesellschaft, Politik und Kultureinrichtungen in Berlin inzwischen mit dem kolonialen Erbe auseinandersetzen.

Das Humboldt Forum, Prestigeprojekt der deutschen Kulturpolitik und erst seit Mitte September vollständig eröffnet, steht im Mittelpunkt der Kritik. Von vielen Seiten wird hinterfragt, warum gerade ein rekonstruiertes preußisches Schloss zum Forum für den weltweiten Dialog der Kulturen bestimmt wurde. Stein des Anstoßes ist auch das reichlich ausgestellte koloniale Raubgut in den dort angesiedelten Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Für die mangelnde Akzeptanz des historisch belasteten Orts hilft es wenig, dass das Programm der Stiftung Humboldt Forum und die beiden ebenfalls dort präsenten Institutionen, Berliner Stadtmuseum und Humboldt Universität, kolonialkritische Akzente setzen.

Erinnerungskonzept Kolonialismus: Ein ambitioniertes, auf fünf Jahre angelegtes Kooperationsvorhaben von gesellschaftlichen Gruppen und Stadtmuseum, ist zur zentralen Denkwerkstatt für die Erarbeitung eines gesamtstädtischen kolonialen Erinnerungskonzepts in Berlin geworden. Dabei geht es auch um die partizipative Planung eines Lern- und Dokumentationszentrums, das wichtige Impulse für eine solche Einrichtung auf Bundesebene liefern könnte. In dem als „Dekoloniale“ bezeichneten Projekt spielen Bezirksmuseen eine wichtige Rolle. So bereitet das Museum in Berlin-Neukölln eine Ausstellung vor, die sich kritisch mit dem sogenannten Herero-Stein auf dem Garnisonfriedhof Columbiadamm befasst und Wege zur Neugestaltung des bisher auf die Täterperspektive ausgerichteten Gedenkortes für den Genozid in Namibia ausleuchten will. Das Museum in Friedrichshain-Kreuzberg hat gerade ein faszinierendes Buch über die vielfältigen kolonialen Spuren im Bezirk vorgelegt.

Wenig war bisher über die Situation von Schwarzen Menschen in früheren Berliner Epochen bekannt. Dekolonisierung bedeutet hier, den Mantel des Vergessens zu lüften und ihr Leben zu würdigen. So wurden afrikanische Menschen beispielsweise im 17. Jahrhundert nach Berlin verschleppt, als Brandenburg-Preußen mit eigener Kolonie in Westafrika

am Versklavungshandel beteiligt war. In der Zeit der deutschen Kolonialherrschaft (1884 bis 1918) kamen afrikanische Menschen nach Berlin und ließen sich dort langfristig nieder. Am kulturellen und politischen Leben der Weimarer Republik wirkten Schwarze Menschen gestaltend mit, etwa durch das 1930 von Schwarzen produzierte und aufgeführte Theaterstück „Sonnenaufgang im Morgenland“ in einem Kreuzberger Ballsaal. An einige der durch nationalsozialistischen Terror ermordeten Schwarzen erinnern heute Stolpersteine im Straßenbild.

Ein zentrales Thema für die kritische Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit in Berlin ist die Umbenennung von Straßen, mit denen deutsche Täter geehrt wurden. In den Bezirken Neukölln und Charlottenburg-Wilmersdorf wurde nach jahrelangem Druck aus der Zivilgesellschaft kürzlich die Bezeichnung „Wissmannstraße“ aus dem Stadtbild entfernt. In Berlin-Mitte hat die Bezirksverordnetenversammlung Beschlüsse zu den Kolonialstraßen im Afrikanischen Viertel sowie zur M*-Straße („Mohren“) verabschiedet, die jedoch aufgrund von rechtlichen Widersprüchen bislang noch nicht umgesetzt werden konnten. Sehnsüchtig erwartet wird insbesondere das Schild für die Anton-Wilhelm-Amo-Straße in Berlin-Mitte, das einen Schwarzen Philosophen der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert ehrt.

Ein hoffnungsvolles Zeichen für die zunehmende Aufarbeitung der Kolonialzeit ist die Entscheidung des Berliner Missionswerkes, die Dauerausstellung im Haus in kritischer Perspektive umzugestalten. Eine internationale Beratungsgruppe hat im Frühjahr 2022 Empfehlungen für eine Neukonzeption erarbeitet, die in den nächsten Jahren umgesetzt werden sollen. Gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Berlin gestaltet das Werk die Veranstaltungsreihe „Mission und Kolonialismus. Gespräche zu einer postkolonialen Erinnerungskultur“, die die aktuellen gesellschaftlichen Diskurse aufgreift.

Die dargestellten Beispiele verdeutlichen die neue Qualität der kritischen Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus und seinen bis heute andauernden Folgen in Berlin. Es handelt sich um eine erste Annäherung an eine Epoche deutscher Geschichte, die bislang im Schatten der Erinnerungskultur stand. Im Sinne eines multiperspektivischen Ansatzes ist zu wünschen, dass dieser Weg weitergegangen wird, um koloniales Vergessen und kolonialrassistische Denkweisen zu überwinden. Berliner Fortschritte in diese Richtung werden auf die gesamtdeutsche Gesellschaft ausstrahlen. ▀



Dr. Thomas Fues war im Bereich Entwicklungspolitik wissenschaftlich tätig. Seit einigen Jahren engagiert er sich in der zivilgesellschaftlichen Erinnerungsarbeit zu (Post-)Kolonialismus und Deutscher Revolution 1918/19.

Fotos: Gerd Herzog (1), Jutta Klimmt (1)



< Das neue „birthing centre“.

Für die Gesundheit von Mutter und Kind

CHAURJAHARI. Gesundheit von Mutter und Kind stärken: Das ist ein besonderes Anliegen des Krankenhauses Chaurjahari in Nepal und der Gossner Mission.

Dank zahlreicher Spenden konnte das Hospital Chaurjahari vor wenigen Monaten fernab in den Bergen ein kleines „birthing centre“ eröffnen. Hier können Frauen, für die das Hospital zu weit entfernt ist, in hygienischer Umgebung unter Leitung einer erfahrenen

Hebamme entbinden. Treten Fragen oder Komplikationen auf, kann die Hebamme sich im Hospital Chaurjahari Rat holen. Und sollte bei der jungen Mutter eine Krankenhausbehandlung erforderlich werden, wird sie auf einer Trage drei Stunden lang über „Stock und Stein“ ins Hospital gebracht.

Zudem finden in dem neuen Gebäude auch Vor- und Nachsorgeuntersuchungen von Schwangeren und jungen Müttern statt. „Ein wahrer Segen für

die Frauen in dieser abgelegenen Gegend!“, betont Ärztin Dr. Elke Mascher, die Ende August erneut zu einem Einsatz nach Nepal gereist ist und das kleine „birthing centre“ besucht hat.

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN:
DE35 5206 0410 0003 9014 91
Kennwort: Nepal – Hospital

Bundesverdienstkreuz für Dr. Elke Mascher



^ Chaurjahari: Herzlicher Empfang für Dr. Elke Mascher.

EHRUNG. Nun ist es offiziell: Dr. Elke Mascher, die im Auftrag der Gossner Mission seit vielen Jahren zu Einsätzen an das Krankenhaus Chaurjahari in Nepal reist, erhält das Bundesverdienstkreuz!

Lange haben wir auf diese Nachricht gewartet. Vor Jahren schon hatte das Gossner-Team Berichte und Dokumentationen zu den Nepal-Einsätzen zusammengestellt und diese entsprechend weiter geleitet.

Im August diesen Jahres war Dr. Elke Mascher schon zum 15. Mal nach Nepal gereist, um die Arbeit im Berg-hospital Chaurjahari zu unterstützen. Aber auch in Deutschland engagiert sich die 82-Jährige für ihr Herzensanliegen: Mit Vorträgen, Briefen und Info-Veranstaltungen hilft sie mit, die Spendenwerbung der Gossner Mission für das Hospital zu unterstützen. Danke! Und Glückwunsch!

Freiwillige in Indien, Sambia und Uganda

WELTWÄRTS. Feierlich entsandt wurden die Freiwilligen des Jahrgangs 2022/23: Sie werden jeweils ein Jahr lang an ihrem Einsatzort in Indien, Sambia oder Uganda sein. „Der Freiwilligendienst bietet die einmalige Möglichkeit, eine Kultur nicht nur von außen kennenzulernen, sondern mit den Menschen vor Ort wirklich in Kontakt zu kommen“, betont Lina, die aus Görlitz stammt und sich auf ihre Aufgabe im Martha-Kindergarten in Ranchi (Indien) freut. „Es ist mir wichtig, den westlichen Kulturraum zu verlassen und meinen Horizont zu erweitern!“

Gemeinsam mit Lina wird die 18-jährige Rosa aus Berlin ein weltwärts-Jahr in Indien verbringen: Ihr Einsatzort wird der Martha-Kindergarten in Chaibasa sein. Die beiden jungen Frauen sind nach einer Corona-Pause die ersten Indien-Freiwilligen bei der Gossner Kirche. Ihre Vorgängerin aus dem Jahrgang 2019/20 hatte das Land frühzeitig verlassen müssen.



^ Feierlicher Gottesdienst in der Berliner Bartholomäuskirche zur Entsendung des Jahrgangs 2022/23.

Zu den Einsatzplätzen zählen auch zwei Schulen in Uganda sowie mehrere Einrichtungen in Sambia. Die Freiwilligensendungen, die über das „weltwärts“-Programm der Bundesregierung laufen, nimmt die Gossner Mission in Kooperation mit dem Berliner Missionswerk bzw. mit Brot für die Welt vor.

Geschichten von Flucht und Vertreibung

KURATORIUM. Im Fokus der Herbstsitzung des Gossner-Kuratoriums stand das Thema „Flucht, Vertreibung, Migration, Integration“. Auf Einladung der Landeskirche Hannovers kam das Kuratorium in Emden zusammen. Von dort aus ging es zur Dokumentationsstätte „Gnadenkirche Tidofeld“ in Norden. Diese thematisiert aus persönlicher und regionaler Perspektive Flucht und Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Thema waren aber auch die Fragen von Flucht, Vertreibung und Migration in den Gossner-Arbeitsgebieten. Für den Bau des Kariba-Staudamms im Süden Sambias etwa waren in den 1950er Jahren rund 55.000 Menschen vom Volk der Tonga zwangsevakuert worden. Heute müssen sie immer wieder Investitionsvorhaben weichen.



^ Roijan Bolbondia und Michael Heß berichten über Assam.

Kurator Michael Heß und Roijan Bolbondia, Süd-Nord-Freiwilliger aus Assam, erinnerten an den großen Treck der Adivasi-Arbeitskräfte, die Ende des

19. Jahrhunderts angeheuert wurden, um auf Tee-Plantagen in Assam zu arbeiten. Aus dem Hochland ging es „in die Brahmaputra-Sumpfmündung, die im Sommer kocht“, so Heß. „Die Adivasi starben zu Tausenden.“ Die Trecks wurden begleitet von Gossner-Missionaren, die den Adivasi unterwegs und in der Zielregion beistanden. 1902 entstand die erste Gossner-Kirchengemeinde in Assam. Heute leben rund sieben Millionen Adivasi in Assam, davon 4,7 Millionen in großer Armut auf den Tee-Plantagen; unter schwierigen Bedingungen, der Willkür der Plantagenbesitzer ausgeliefert, für umgerechnet 2,50 Euro Tageslohn. Es mangelt an Schulen und an Perspektiven.

Mehr: www.gossner-mission.de

INDIEN

IN GROSSER SORGE

„Wir haben in Assam Gottesdienste und Projekte besucht und wurden von vielen Christinnen und Christen herzlich begrüßt. Kann es sein, dass dies in einem demokratischen Land wie Indien nun nicht mehr erlaubt ist?!“ Aus diesen Worten von Christa Olearius sprechen Bestürzung, Fassungslosigkeit, Sorge. Denn: Im Oktober wurde eine Gossner-Delegation unter einem fadenscheinigen Vorwand aus Indien ausgewiesen sowie Gossner-Mitarbeiter Mukut Bodra verhaftet.

Text: Jutta Klimmt



Die polizeiliche Maßnahme kam ohne Vorwarnung. Eine Woche lang hatte eine gemeinsame Delegation des Kirchenkreises Emden-Leer und der Gossner Mission verschiedene Gemeinden der indischen Gossner Kirche in Assam besucht. Herzlich war der Empfang, intensiv die Gespräche. Dabei ging es vor allem darum, die Möglichkeiten einer Kirchenkreis-Partnerschaft auszuloten. „Wir fühlen uns der Region Assam und den dortigen Gemeinden aus vielerlei Gründen verbunden – nicht nur wegen des Assam-Tees, der bei uns in der Ostfriesenmischung traditionell gerne getrunken wird“, so Christa Olearius, die Superintendentin des Kirchenkreises Emden-Leer, die eigens mit nach Indien gereist war. „Diese Verbindungen wollten wir vertiefen und die langjährigen freundschaftlichen Beziehungen in eine offizielle Partnerschaft überführen.“

Nach zwei Reise-Stationen in Ober-Assam erreichte die sechsköpfige ostfriesische Delegation, die von Gossner-Direktor Christian Reiser und dem indischen Gossner-Mitarbeiter Mukut Bodra begleitet wurde, die Region Karbi Anglong. Hier unterstützt die Gossner Mission seit vielen Jahren u. a. ein großes Dorfentwicklungsprojekt. Und hier traf sie auch

In den Gemeinden der Gossner Kirche in Assam wird die Delegation herzlich begrüßt. Ein Gruppenfoto aus der Kamanpathar-Gemeinde.



Unter Polizeiaufsicht im Hotel festgesetzt: Superintendentin Christa Olearius gewährt Einsicht in ihre Reisedokumente.

mit Pfarrer Barnabas Terang zusammen, der dieses Projekt vor Ort maßgeblich initiiert hat und betreut.

Am Morgen des 28. Oktober dann der Schock. Als die Gruppe zum Besuch der Bethesda-Schule in Tezpur aufbrechen will, stößt Direktor Christian Reiser vor dem Hotel auf bewaffnete Polizeikräfte. Die Delegation wird im Hotel festgesetzt und befragt – unter dem Vorwand, sie habe an missionarischen Veranstaltungen teilgenommen und Visa-Regeln verletzt.

In acht von 28 indischen Bundesstaaten existieren sogenannte „Anti-Konversionsgesetze“, allerdings nicht in Assam. Diese Gesetze werden oftmals als Vorwand benutzt, um christliche oder muslimische Gläubige ins Visier zu nehmen und unter Druck zu setzen.

Die Gruppe muss Pässe und Reisedokumente abgeben und das Besuchsprogramm übermitteln. Besonders grob wird Mukut Bodra behandelt. Seine Kamera und sein Handy werden konfisziert. „Ganz unsäglich, wie die Polizei vor unseren Augen in seinen Chats und Fotos herumsuchte“, sagt Reiser. „Meine Frage, was seine Chats mit unserem Besuch zu tun hätten, wehrten die Polizist:innen mit dem Hinweis auf die laufende Ermittlung ab. Und suchten weiter. Eiskalt demonstrierte die Polizei ihre Macht.“

Reiser nimmt umgehend Kontakt zur Botschaft und zum Konsulat auf sowie zu staatlichen und kirchlichen Behörden in Deutschland.

Dies erbringt jedoch keine Veränderung der Situation. Da mehrfach zur Kooperation geraten wird, geht die Delegation schließlich auf die nach zermürbenden Stunden genannte Forderung ein, pro Person 500 Dollar Strafe zu entrichten, neue Flüge zu buchen und das Land so schnell wie möglich zu verlassen.

Doch noch in der Nacht der nächste Schock: Anders als zunächst zugesagt darf Mukut Bodra, der aus dem Bundesstaat Jharkhand stammt, nicht mit den anderen zum Flughafen und dann nach Hause reisen. Er soll für weitere Verhöre zur Verfügung stehen. Dagegen müssen die Deutschen am nächsten Morgen – unter dem Blitzlichtgewitter indischer Medien – das Hotel verlassen. Sie werden unter Polizeiaufsicht zum Flughafen Guwahati in Assam und weiter nach Delhi gebracht. Dort harren sie stundenlang im Abschiebegehwahrsam aus. Erst beim Einstieg ins Flugzeug nach Deutschland erhalten sie ihre Reisedokumente zurück.

„Ich bin tief erschrocken über die Behandlung unserer kirchlichen Delegation“, sagt einen Tag später Dr. Detlef Klahr, Regionalbischof des Sprengels Ostfriesland-Ems. „Solche Repressalien gegen Christen sind zu verurteilen.“

Auch Superintendentin Christa Olearius ist noch immer fassungslos. „Ganz normale kirchliche Kontakte, die jahrzehntelang möglich waren, scheinen plötzlich illegal geworden zu sein. Doch Ökumene und Partnerschaft leben von gegenseitigen Besuchen!“, betont sie.

Ähnlich besorgt äußert sich Direktor Christian Reiser: „Gegenseitige Besuche und Begegnungen gehören zum Alltag einer Partnerschaft und sind das Herzstück unserer Arbeit. Wenn jedoch eine deutsche Gruppe sich durch Gottesdienstbesuche der Gefahr aussetzt, bestraft und ausgewiesen zu werden, dann sind Begegnungen zwischen deutschen und indischen Christ:innen kaum mehr möglich.“

Nach der Rückkehr rücken diese Betrachtungen allerdings zunächst in den Hintergrund. Denn kurze Zeit später erfährt das Gossner-Team, dass sowohl Mukut Bodra als auch Pfarrer Barnabas Terang von der Polizei in Assam festgenommen wurden. Der Kontakt zu beiden bricht ab. Lediglich auf indirektem Weg dringen hin und wieder Nachrichten durch. „Gossner Mission und Gossner Kirche tun alles, was möglich ist, um die beiden frei zu bekommen“, sagt Christian Reiser am Tag der Drucklegung dieses Heftes am 7. November. Detaillierter wolle er sich aufgrund der gefährdeten Lage der Betroffenen nicht äußern. Eines aber fügt er noch hinzu: „Wir sind in großer Sorge. Bitte beten Sie für Mukut Bodra und Barnabas Terang!“



Jutta Klimmt ist Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission und hat die Vorgänge in Indien über Telefonate und Dutzende Textnachrichten aus der Ferne verfolgt.



CHRISTIANE CARMESIN

nahm viele Jahre lang als Assistentin im Öffentlichkeitsreferat unter anderem die Aufgabe des Korrekturlesens wahr. Stets mit Geduld, Humor und großer Beharrlichkeit. Und manchmal, wenn's sein musste, auch noch zu nächtlicher Stunde und fünf Minuten vorm Andruck. Im Juni wurde sie in den Ruhestand verabschiedet. Nun genießt sie den Sonnenaufgang überm Meer auf ihrem Balkon in Eckernförde. Ob sie dort auch korrekturliest? Das wissen wir nicht genau. Eines aber steht fest: Die gelernte Buchhändlerin bleibt der Mission verbunden – und widmet sich weiterhin mit viel Power ihrer großen Leidenschaft, dem Korrekturlesen – nun aber im Ruhestand.



JANA MÜLLER-HEUSER

bringt mit frischem und lebendigem Design Inhalte genau auf den Punkt. Und ist in der Zusammenarbeit immer klar, unkompliziert, zielgruppenorientiert. Das kommt unserer Zeitschrift „Gossner.“ zugute, deren Layout sie 2017 entwickelt hat und die sie seitdem gestaltet. Neben dem Gossner-Jahresbericht, den Gossner-Plakaten, den Gossner-Geschenken mit Herz usw. Künftig allerdings will die Kommunikationsdesignerin andere Schwerpunkte setzen: weniger Print, mehr Digitales. Und so ist diese Gossner.-Ausgabe 3/2022 die letzte, die sie für uns betreut. Das bedauern wir sehr und wünschen ihr zugleich alles Gute und viel Erfolg!

www.jmh-design.de



JOHANNES HEYMANN

blickt mit seinen 30 Jahren schon auf eine lange Gossner-Verbundenheit zurück. Seit 2014 ist er Mitglied des Kuratoriums, nachdem er zuvor ein Freiwilliges Soziales Jahr bei der Gossner Kirche in Indien verbracht hatte. Im Oktober 2020 wurde er in den Vorstand gewählt, seit Mai 2022 ist er Vorsitzender des Indienausschusses. Der Berliner hat an der Humboldt-Universität einen Master in Geschichtswissenschaften abgeschlossen und ist dort seit 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Südasiestudien. In seiner Doktorarbeit beschäftigt er sich mit den Themen Kolonialismus und Mission in Indien, mit einem speziellen Fokus auf die Gossner Mission.

Mehr von Johannes Heymanns: Seite 12 ff.



CONSTANCE HARTUNG

wollte als Kind gerne Tierärztin werden. Doch ihr Weg führte sie 1989 zum Studium der Theologie und Religionswissenschaft. Darauf folgten spannende Jahre: Studium in Leipzig, Marburg und Heidelberg; Dissertation, Pfarramt auf dem Land, persönliche Referentin von Landesbischöfin Junkermann in Magdeburg und Erfurt, seit sechs Jahren Studierendenpfarrerin an der Uni Jena. Dort hat sie vor mehreren Jahren den Studiengang „Weltreligionen“ mitaufgebaut. Zuvor in ihrer Dissertation widmete sie sich kritisch der Missionsarbeit in Tansania – nahm dann aber bald wahr, „dass viele Missionare Fürsprecher für die Menschen vor Ort waren“. Dr. Constance Hartung gehört dem Gossner-Kuratorium an.



KAPIL SHARMA

ist seit fünf Jahren Direktor von HDCS, einer christlichen Organisation in Nepal, die u. a. das Berghospital Chaurjahari betreibt. Er wuchs als Vollweiser bei seinem Onkel auf, in einer entlegenen Region des Landes. Das hat ihn geprägt. Er will Menschen in Armut helfen – durch Bildung, verbesserte Hygiene und medizinische Versorgung sowie durch Förderung des Lebensunterhaltes. Gottes Liebe weiterzugeben und die Dorfgemeinschaften in den Bergen zu transformieren, das ist seine große Vision. Und sein Motto: „Wenn man fliegt, kann man den Mond berühren.“ Oder: „Manchmal muss man das Unmögliche versuchen, damit eine Vision Wirklichkeit wird.“



RACHEL TIRKEY

kam im November 2021 als Süd-Nord-Freiwillige aus Indien nach Deutschland. Ihr Einsatzort: die Ev.-lutherische Kirchengemeinde Bad Salzuffen. Hier brachte sich die 26-Jährige im Kindergarten, in der Schule, im Seniorenheim ein. Begeistert berichtet sie heute von ihren vielfältigen Erfahrungen. Doch der Anfang war schwer: Morgens in der Dunkelheit aus dem Haus gehen, abends in der Dunkelheit zurückkehren – in Indien undenkbar! „Ich hatte große Angst“, erinnert sie sich. Und ist heute stolz, all ihre Ängste überwunden zu haben. Was hat sie besonders überrascht in Deutschland? „Dass ich als Frau hier respektiert werde. Das war neu für mich.“

www.weltwärts.de



BEATRICE ABER

hat bei ihrem Besuch in Deutschland beobachtet, dass im Alltag, bei Zusammenkünften oder vor dem Essen, kaum oder gar nicht gebetet wird. „Ob dieser Mangel an alltäglicher Spiritualität etwas mit der schwindenden Zahl der Kirchenmitglieder zu tun hat?“, fragt sich die Pastorin aus Uganda. Daheim in der Diözese Kitgum ist die 46-Jährige Vorsitzende der „Mother's Union“, also der Frauenarbeit. Die Frauen versorgen Familien, Alte und Kranke und leisten somit ungemein wichtige Sozialdienste. Zurzeit treibt Beatrice Aber ein besonderes Projekt voran: Sie will Nähmaschinen erwerben, um junge Frauen zu Näherinnen auszubilden und ihnen damit ein Einkommen zu ermöglichen.

Fotos: Lara Diederich (1), Gerd Herzog (2), Jutta Klimmt (2), Henrik Weinhold (1), Privat (2)

SARAH VECERA

mag eine Frage überhaupt nicht. Und gerade die wird ihr immer wieder gestellt: Wo kommen Sie her? „Aus Oberhausen“, antwortet sie dann. Die 38-Jährige ist dort geboren und aufgewachsen, lebt mit ihrer Familie dort und spricht einen „ordentlichen Ruhrpott-Dialekt“, wie sie es nennt. Auch wenn die Frage nach der Herkunft freundlich interessiert gemeint sei, würden ihr damit Fremdsein und ein „sogenannter Migrationshintergrund“ attestiert. Auf ihrem Instagram-Profil zeigt die Theologin ihren Alltag als berufstätige Mutter und nimmt den deutschen Alltagsrassismus in den Blick – auch den in der Kirche. Am 6. Januar 2023 wird sie im Epiphaniastag-Gottesdienst von Gossner Mission und Berliner Missionswerk predigen.

Mehr von Sarah Vecera: Seite 22ff.



Geschick bei der Möhren-Ernte

FREUNDKREIS LIPPE. Mit Herz und Hand begreifen, was ökologische Landwirtschaft bedeutet, das wollte der Lippische Freundeskreis der Gossner Mission Bischof Johan Dang bei seinem Besuch in Lippe vermitteln. Und damit zugleich auch die Verbundenheit zur indischen Gossner Kirche stärken: „Nämlich bei gemeinsamer praktischer Arbeit“, so Uwe Wiemann, stellvertretender Sprecher des Freundeskreises.

Also ging es gemeinsam zu einem Projekt der „Solidarischen Landwirtschaft“ (SoLaWi). Und hier gab's Tipps zum Humusaufbau, Wasser sparen und zum Klimaschutz beim Gärtnern. Johan Dang tauschte das Bischofskreuz gegen den Arbeitsanzug und zeigte viel Geschick bei der Möhrenernte.

„Kein Wunder“, lächelte er. „Bevor ich zum Bischof gewählt wurde, habe ich 18 Jahre lang in Govindpur unsere Pracharikas und Pracharakas im Gemüseanbau angeleitet.“ In der Ausbildungsstätte in Govindur lernen die angehenden Dorfdiakoninnen und -Diakone der Gossner Kirche – neben dem Bibelstudium – Neues über landwirtschaftliche Anbaumethoden, über ausgewogene Ernährung und das Kleinkreditwesen. Dazu unterhält die



▲ Bischof Johan Dang in Lippe.

Kirche dort ein landwirtschaftliches Gut mit Reis- und Gemüsegeldern sowie Rinder- und Hühnerzucht.

Nach dem Besuch in Lippe reiste Bischof Johan Dang nach Ostfriesland weiter, wo er u.a. in Emden mit Regionalbischof Dr. Detlef Klahr zusammentraf. Der Bischof hatte zuvor an der 11. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) in Karlsruhe teilgenommen.

Uganda: Gemeinsam gegen den Hunger



▲ Maismehl für die hungernden Menschen in Karamoja. Danke!

NOTHILFE. Die Menschen in der Region Karamoja im Nordosten Ugandas leiden. Unbemerkt von der Weltöffentlichkeit, unbemerkt gar von der eigenen Regierung. Denn im Osten Afrikas herrscht die schlimmste Dürre seit 40 Jahren. Die Ernte ist vertrocknet, das Vieh stirbt – und die Menschen hungern. Zehntausende in Karamoja leiden unter Mangel- und Unterernährung, vor allem Kinder, stillende Mütter und alte Menschen. Viele hundert Tote sind zu beklagen.

Die ugandische Partnerkirche der Gossner Mission hat daher im August eine Hilfsaktion gestartet, an der sich die Gossner Mission beteiligt hat. Rund 30.000 Euro an Spenden gingen bis zum 30. September bei uns ein. Und so konnten die Partner-Diözesen in Uganda Säcke voller Maismehl und Bohnen sowie Speise-Öl und mehr kaufen und die Lebensmittel an die hungernden Menschen verteilen. Ganz herzlichen Dank allen, die sich an dieser Nothilfe beteiligt und den Menschen in Karamoja neuen Mut geschenkt haben!

HIER haben Sie geholfen!



Geschenke mit Herz bereiten doppelte Weihnachtsfreude

Sie sind auf Geschenke-Suche vor Weihnachten – und haben keine Lust auf volle Läden und Fußgängerzonen?! Dann haben wir die Lösung für Sie! Einfach im beiliegenden Geschenke-Flyer ein GESCHENK MIT HERZ aussuchen, ankreuzen, abschicken, Spende überweisen! Dann erhalten Sie von uns eine HERZ-Glückwunschkarte, die Sie zu Weihnachten (oder schon im Advent) an Ihre Lieben verschenken können.

So verschenken Sie doppelt Freude: an einen lieben Menschen – und eine Familie in Not! Und sich selbst mehr Muße im Advent...

Schneller geht's übrigens über die Website: www.gossner-mission.de / Helfen / Geschenke Ihr GESCHENK MIT HERZ ist steuerlich abzugsfähig. Am besten gleich aussuchen und bestellen!



Konfis helfen in Uganda!

Konfirmation – ein ganz besonderes Ereignis im Leben! Junge Menschen lernen, wie lebendig Kirche sein kann und wie viel Freude Gemeinschaft bereitet. Und sie sind eingeladen, selbst Verantwortung zu übernehmen. Mit der traditionellen Konfi-Gabe können sie ihre Freude teilen und Menschen in Not unterstützen. Im Jahr 2023 bittet die Gossner Mission um eine Konfi-Gabe für ein besonderes Projekt in Uganda: Ein Herz für Bienen!

Mehr: www.gossner-mission.de / Helfen / Konfi-Gabe

Flyer bestellen: mail@gossner-mission.de

Fotos: Uwe Wiemann (l), United Church of Uganda (r)



Impressum.

Die Zeitschrift **Gossner** erscheint dreimal jährlich.

Herausgeber: Gossner Mission, Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin, mail@gossner-mission.de, Tel.: 030 / 2 43 44 57 50

www.gossner-mission.de

Redaktion: Jutta Klimmt
redaktion@gossner-mission.de

Layout: Jana Müller-Heuser
jmh-design.de

Druck: Bonifatius-Druckerei, 33042 Paderborn

Papier: 100 % Recycling

Copyright: Alle Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder sonstige Verwertung nur mit schriftlicher Einwilligung der Gossner Mission.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 19.09.2022

Druckauflage: 5700 Exemplare

Bankverbindung: Gossner Mission, Evangelische Bank, IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91, BIC: GENO DEF1 EK1

Sie finden diese Zeitschrift auch online:
www.gossner-mission.de
<https://app.missionspresse.org>

Die Gossner. in der Zeitschriften-App:



Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.



**Sambia:
Hier können Sie
helfen**



Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank

IBAN:

DE35 5206 0410 0003 9014 91

Kennwort:

Sambia, Frauenförderung

www.gossner-mission.de

Frauen stärken. Armut überwinden!

Familie, Haushalt, Feldarbeit. In Sambia liegt die Last des Alltags oftmals bei den Frauen. Die Gossner Mission fördert Selbsthilfegruppen, in denen sich Frauen vernetzen und sich gegenseitig stützen. Das kommt der Familie und der ganzen Gemeinschaft zugute. Ihre Spende hilft!

Foto: Helmut Kirschstein



Das Deutsche
Zentralinstitut
für soziale
Fragen (DZI)
bescheinigt:

**Ihre Spende
kommt an!**